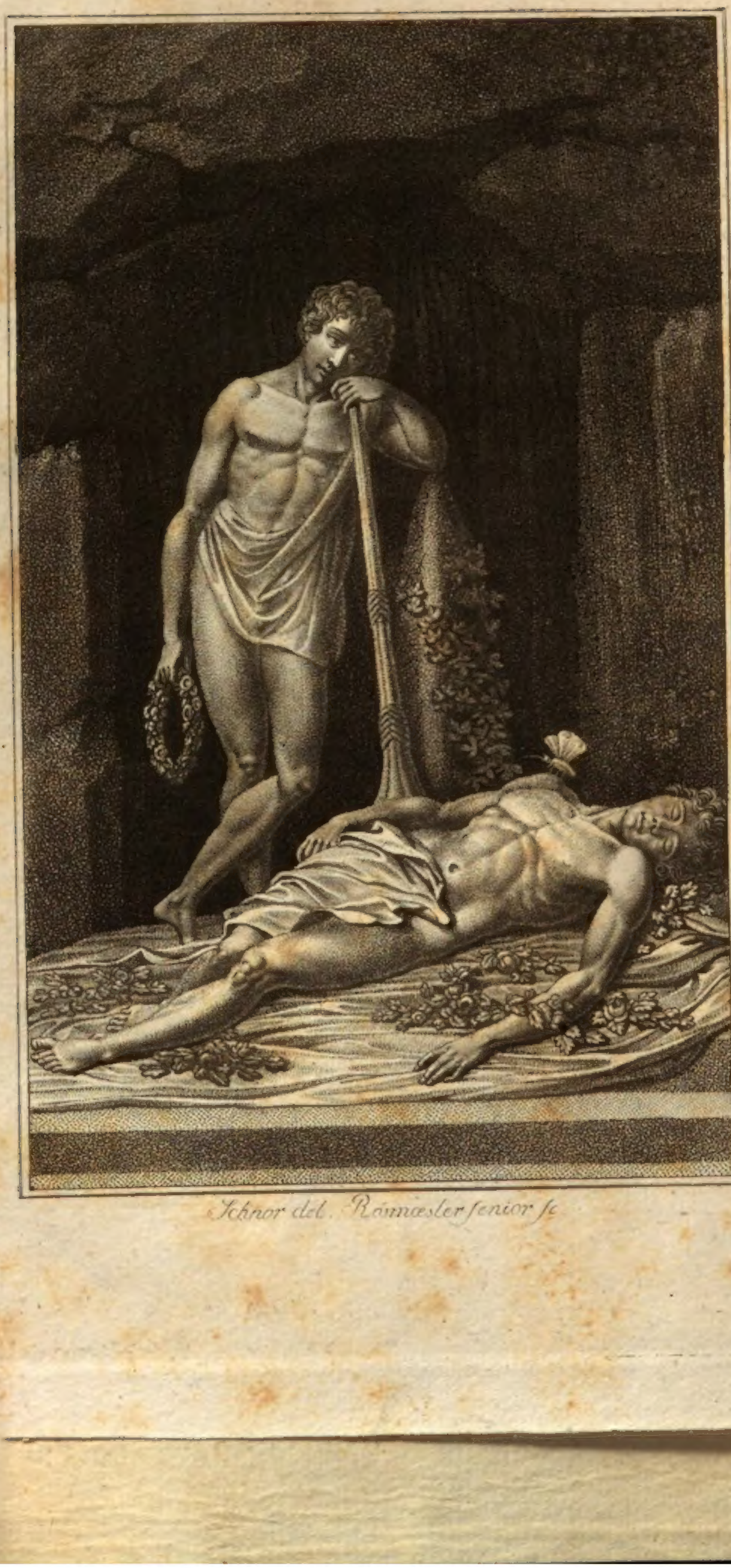
Phil

4262



Johnor del. Rönnæster senior sc

TOD UND ZUKUNFT.

Eine Anthologie

für

edle Menschen.

Herausgegeben

von

Johann Hugo Wyttenbach.

Zweite, verbesserte Auflage.

Mit einem Titelkupfer.

Μελέτη Θανατου.

Leipzig 1821.

Druck und Verlag von Joh. Friedr. Gleditsch.

— 21 —

Viele Fragen thut das Leben des Menschen an den Menschen; aber er löst sie nicht, und das Leben löst sie nicht. Da schaut er oft überall umher, und forscht und mühet und ängstet sich ab, um klar darüber zu werden. Der Tod allein hat Antwort für jede grosse Frage, und gewiss eine beruhigende erfreuliche Antwort.

Franz Horn.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Ein Wort

an meine nahen und fernen Freunde.

Empfanget mit Liebe diese neugepflegte und erquickende Blumenlese. Möge sie auch an die schöneren Stunden unsers Lebens erinnern, und in dieser beweglichen Welt ein festes Band unserer Freundschaft bleiben!

Ihr wisset es: eine unwiderstehliche Sehnsucht treibt uns zu den Aussprüchen vorzüglicher Menschen über grosse Gegenstände. In der Uebereinstimmung der gottbegeisterten Männer aller Zeiten glaubt das Gemüth den seligmachenden Glauben gefunden zu haben.

Diese Anthologie soll daher einem Tempel gleichen, wo Menschen verschiedener Völker zu einer heiligen Gemeinde religiöser Geister sich sammeln, um über die grosse Frage von Tod und Zukunft ihre Stimmen vernehmen zu lassen.

Leicht wird euer reiner Sinn ihre mannigfaltigen Aussprüche in eine einzige Hauptansicht zusammenfassen können, und die mancherley Formen, in welche jeder den seinigen kleidet, harmonisch ordnen zu einem historischen Gemälde der edleren Menschheit.

Alle haben ihre Blicke auf das gerichtet, was dem Menschen wahrhaft frommt; dahin tönen alle Stimmen, hier dunkler, dort deutlicher.

Gedenket in Freundschaft

Trier, im Herbstmonate
1820.

des Herausgebers.

Alphabetisches

Verzeichniss

der

Dichter und Philosophen,

deren Aussprüche

in dieser Anthologie

enthalten sind.

A

Abbt . . . . . *Seite* 269.
Abil-Ola . . . . . — 125.
Addison . . . . . — 145.
Aeschines . . . . . *S.* 60. 61.
Aeschylos . . . . . *S.* 7. 21. 28. 32.
Aesopos . . . . . *S.* 29.
Agathias . . . . . — 15.
Anaxagoras . . . . . — 42.
Antiphanes. . . . . . *S.* 25. 63.
Antoninus, Marc. Aurel. . . . . *S.* 107. 116.
Archilochos . . . . . *S.* 41.
Arkesilas . . . . . — 47.

B

Baco von Verulam . . . . . *S.* 150.
Baggesen . . . . . — 199.
Balde . . . . . *S.* 133. 134. 136. 144. 155.
Boethius . . . . . *S.* 118.
Bonstetten . . . . . — 195.
Bouterwek . . . . . — 235.
Brinckmann . . . . . *S.* 277. 313.
Bürger . . . . . *S.* 215.
Buffon . . . . . — 158.

C

Camoens . . . . . S. 132.
Cicero . S. 67. 70. 86. 105. 108. 110. 113. 114.
Claudius . . . . . S. 281.
Conz . . . . . S. 175. 276. 277.
Cydonius . . . . . S. 119.

D

Demetrius . . . . . S. 108.
Demosthenes . . . . . — 65.
Diphilos . . . . . — 32.

E

Eckstädt . . . . . S. 246.
Eliezer Ben Iacob . . . . . — 126.
Engel . . . . . S. 178. 212.
Epictetus . . . . . S. 67. 84. 90. 108.
Epicuros . . . . . S. 46.
Erasmus von Rotterdam . . . . . — 130.
Euphronos . . . . . — 64.
Euripides S. 10. 12. 19. 24. 26. 30. 33. 38. 47.

F

Falk . . . . . S. 238. 276. 304.
Fichte . . . . . S. 233. 257. 283. 290.
Frank . . . . . S. 204.
Franklin . . . . . — 159.
Friedrich II. von Preussen . . . . . — 244.

G

Garve . . . . . — 201.
Gibbon . . . . . — 148.
Gleim . . . . . — 238.
Goethe . . . . . S. 169. 179. 197.
Gray . . . . . S. 138.

H

Haller . . . . . S. 203.
Heinrich von Preussen . . . . . — 245.
Herder S. 166. 170. 173. 184. 247. 261. 265. 273. 280. 283.

Herodotos . . . . . S. 19.
Heydenreich . . . . . — 243.
Hierocles . . . . . — 120.
Hippel . . . . S. 177. 179. 200. 226. 240. 241.
Hölderlin . . . . . S. 231. 298.
Homeros . . . . . — 6. 24. 27.
Horatius . . . . . S. 92. 101. 103. 104.
Hufeland . . . . . S. 206.

I

Ith . . . . . S. 196.
Jedaja Badraschi Hapnini . . . . . — 126.
Jenisch . . . . . — 226.
Jesus Sirach . . . . . — 4.
Julianus . . . . . S. 112. 116.

K

Kallimachos . . . . . S. 35.
Kant . . . . . S. 195. 202. 235. 263.
Klopstock . . . . . S. 222. 276.
Kosegarten . . . . S. 176. 192. 225. 274. 285.

L

Leibnitz . . . . . S. 152.
Leonidas . . . . . S. 25. 31. 33.
Lessing . . . . . S. 165. 171. 201. 249.
Lichtenberg . . . . . S. 221.
Lucanus . . . . . — 110.
Lucretius . . . . . S. 67. 68. 87. 101.
Lukianos von Samosata . . . . S. 84. 107. 115.
Lysias . . . . . S. 49.

M

Mahlmann . . . . . S. 259.
Mahomet . . . . . S. 124. 127.
Manilius . . . . . S. 110.
Manso . . . . . — 279.
Martialis . . . . . — 114.
Matthison . . . . . S. 186. 190. 194. 306. 309.
Meiners . . . . . S. 164.
Meleager . . . . . — 16.

Menander . . . . . S. 45. 48.
Mendelssohn . . . . . S. 268.
Mimnermos . . . . . — 21.
Montaigne . . . . . S. 148. 153.
Moritz . . . . . S. 168.
Moschion . . . . . — 63.
Müller . . . . . — 251.

N

Neubeck . . . . . — 236.
Norona . . . . . — 162.

O

Ossian . . . . . S. 118. 123. 125. 126.
Ovidius . . . . . S. 95.

P

Palladas . . . . . S. 23. 32.
Pascal . . . . . S. 151.
Periander . . . . . — 120.
Pestalozzi . . . . . — 282.
Petrarca . . . . . S. 128. 133.
Pfeffel . . . . . S. 314.
Phanokles . . . . . — 23.
Philemon . . . . . S. 46. 64.
Philetas . . . . . S. 32.
Phocylides . . . . . — 24.
Pindaros . . . . . — 38.
Platon . . . . . S. 42. 51. 57. 59. 61.
Plinius der Aeltere . . . . . S. 113. 114.
Plutarchos . . . . . S. 54. 65. 76.
Pope . . . . . S. 143.
Propertius . . . . . S. 93. 96. 103.
Publius Syrus . . . . . S. 104.

R

Rechlin . . . . . — 164.
Reinhold . . . . . — 271.
Richter, Jean Paul Fr. S. 181. 184. 189. 216. 227. 281. 285. 301. 315.
Rousseau . . . . . S. 157.

S

Saadi . . . . . S. 121. 125.
Salis . . . . . S. 182. 187. 259. 307.
Sarbievius . . . . . S. 135.
Schelling . . . . . — 294.
Schiller . . . . . S. 169. 196. 221. 275. 308.
Schlegel, Fr. . . . . . S. 2.
Schubert . . . . . S. 211. 232. 238.
Seneca . . . . . S. 104. 107. 111. 114.
Shakspeare . . . . . S. 137. 146.
Simonides . . . . . S. 27. 36.
Socrates . . . . . S. 42.
Sophocles S. 8. 12. 14. 17. 20. 30. 32. 33. 34. 35. 49. 50. 64.
Sotades . . . . . S. 33.
von Stolberg, Fr. L. . . . . S. 183. 241.

T

Tacitus . . . . . S. 99. 105.
Tasso . . . . . S. 130. 131.
Theognis . . . . . S. 29.
Thomson . . . . . — 138.
Thukidides . . . . . — 48.
Tibullus . . . . . — 93.
Tiedge . . . . . S. 194. 217. 224. 255. 267.

U

Ungenannten, von einem . . . . . S. 30.

V

Verfasser der Antigone . . . . . S. 257.
— — der Descript. des princip. pier. grav. du Cab. d. Duc d'Orléans . . . . . — 163.
— — von Dya-Na-Sore . . . S. 242. 245. 305.
— — des Elpizon . . . . . S. 253.
— — — Ezour-Vedam . . . . . — 1.
— — des Hiob . . . . . — 2.
— — von Koheleths Lehren . . . . . — 5.
— — — Oupnekhat . . . . . — 1.
— — des Psalms 49 . . . . . — 4.

Virgilius . . . . . S. 93. 103.
Voss . . . . . S. 191.
Volney . . . . . — 160.

W

Weikard . . . . . — 213.
Wieland . . . . . S. 270. 273. 312.

X

Xenophon . . . . . S. 52. 58.

Z

Zimmermann . . . . . S. 203.

Tod und Zukunft.

Der Leib stirbt, die Seele stirbt nicht; sie hängt vom Leibe nicht ab — dieser ist nur die Wohnung der Seele. So bald sich die Seele mit dem Leibe verbindet, wird sie dem Vergnügen und dem Schmerze unterworfen; ist sie aber von ihm getrennt, so hat sie weder Vergnügen noch Schmerz.

Nur derjenige, welcher den Schöpfer kennt, nur der wahre Weise, kehrt sterbend zur Weltseele zurück, von der er ausgegangen war. (1)

Wie kurz ist dieses Leben, und wie unglücklich derjenige, der dasselbe nicht zur Uebung der Tugend anlegt, der Tugend, die doch

das einzige wahre Gut ausmacht, in dessen Genusse uns wirklich wohl ist! Dass der Tod gewiss ist, zweifelt Niemand; nur den Augenblick wissen wir nicht, in welchem wir sterben sollen. Nur so viel ist unwidersprechlich wahr, dass er uns treffen wird, wir mögen tugendhaft oder lasterhaft seyn. Stelle hierüber deine Betrachtungen an, und überlege, auf welche Seite du dich mit deinen Entschliessungen lenken wollest. (²)

Einen Freund nur giebt es, Tugend, der
im Tode noch zu uns tritt;
Das andre alles enteilet mit dem Leibe zugleich zum Nichts. (¹)

Der Mensch vom Weibe geboren,
Ist kurzer Lebenszeit,
Und reich an Müh.
Wie eine Blume geht er auf und welket,
Er flichet wie ein Schatten,
Und bleibet nicht. — —
Der Baum der Hoffnung, wenn er abgehauen
wird:

Er grünet wieder auf,
Und seine Sprossen kommen wieder.
Wenn auch die Wurzel in der Erd' ihm altert,
Wenn in dem Staube gleich sein Stamm erstirbt;
Vom Duft des Wassers wird er wieder keimen,
Und Zweige sprossen, als wär' er neu gepflanzt,
Der Mensch erstirbt und lieget kraftlos da:
Er wird hinweggethan; wo ist er nun?
Die Wasser schwinden aus dem Meer:
Der Strom versieget und ist dürres Land;
Noch lieget er und stand nicht wieder auf! —
Die Himmel altern; er erwacht nicht wieder!
Ihn wecket Keiner mehr aus seinem Schlaf! —
Warum starb ich nicht im Mutterschooss?
Warum zur Welt gekommen entschlief ich nicht? —
So läg' ich nun und rastete,
Ich schlief und hätte Ruh.
Da hören die Boshaften auf zu drängen,
Da ruhen die Ermüdeten.
Da singen die Gefangenen Freiheitslieder;
Sie hören nicht des Treibers Stimme mehr.

Der Kleine und der Grosse sind da gleich:
Der Knecht ist frey von seinem Herrn. — (4)

Was sollt' ich mich im Unglück fürchten?
Wenn bosheitsvoll die Feinde mich umringen! —
Sie, die auf ihren Reichthum trau'n,
Und stolz auf ihre Schätze sind!
Kann doch kein Sterblicher den Freund einst lösen, —
Der Gottheit ihn entkaufen,
Dass er nun ewig leben dürfe,
Und nie den Orkus sehe!
Nein, sehen muss er ihn! — Selbst Weise müssen sterben!
Zugleich mit Thoren sinken sie dahin,
Und lassen Andern ihre Güter. (5)

Fürchte nicht des Todes Urtheilsspruch; denk' an deine Vorfahren und Nachkommen; denn über alle Menschen fällte Gott diesen Richterspruch. Warum widersetzest du dich dem Willen des Höchsten? Es mögen zehn, oder hundert, oder tausend Jahre seyn; im

Todtenreiche gilt keine Klage über die Lebenslänge. (6)

— Sieh, Sterblicher! um dich in die ganze weite Natur, lerne aus den Gesetzen, denen sie unterworfen ist, die Gesetze, die auch über dich gebieten! Es sind zwey Wagschalen, vom Finger der Gottheit berührt: wie jene steigt, sinkt diese nieder; hebt sich diese, so fällt die andere. Kein Steigen ist ohne Niedersinken auf der andern Seite: keine hebt sich empor, ohne wieder nachher fallen zu müssen! Aber so, wie beym Steigen der einen Schale nicht die ganze Wage emporsteigt; wie bei ihrem Niedersinken nicht die ganze Wage sinkt: so bleibt das Ganze sich stets gleich, — und hält sich durch ewigen Wechsel! Nichts ist neu unter der Sonne! — — Gross ist allerdings das Menschenelend; denn Niemand weiss, was in der Zukunft sich ereignen wird: wer will es vorher sagen? Doch! — wie Niemand des Windes Gebieter ist, ihm zu wehren, dass er daher wehe; so ist auch Niemand des Todestags Gebieter, ihn aufzuhalten, dass

er nicht anbrechie. Kein Pardon ist in der Schlacht: die Ungerechtigkeit kann ihre Freunde nicht retten. —

— Freue dich deines Daseyns in dem Frühlinge des Lebens, ehe sie kommen, die Tage des Schmerzes — ehe sie nahen, die Jahre, von denen du sagst: sie sind mir freudenleer! ehe sich noch Sonne und Tag, und Mond und Gestirne dir dunkeln! — — und dann der Staub zur Erde wiederkehrt, von der er kam; — der Geist zur Gottheit, die ihn gab! — (7) Kohelet.

— — Nicht musst du zu sehr mir trauren im Herzen!
Keiner wird gegen Geschick hinab mich senden zum Ais.
Doch, dem Verhängniss entrann wohl nie der Sterblichen einer,
Edel oder geringe, nachdem er einmal gezeugt ward. (8)

Homer.

Kassandra.

Was seufz' ich denn hier vor dem Hause?
Sah'
Ich Ilion nicht fallen, wie es fiel?
Nicht fallen sie, die drinnen waren? So
Wollt' es der Götter Schluss! — Und leiden
will
Auch ich den Tod. Indess beschwör ich
euch,
Des Hades Pforten! mit dem grossen Eid
Der Götter: Gebt, ich flehe, gebt mir bald
Den Todesstreich, dass ohne Kampf, dass
leicht
Mein Leben mit dem Blut entrinn' und sich
Diess Auge schliess'.

Chor.

O Weib! vor allen elend,
Vor allen weise! —
Doch, war dein Tod dir schon vorher be-
kannt,
Was kamst du denn so unerschrocken, wie
Ein gottgetriebner Stier her zum Altar?

Kassandra.

Mein Schicksal rief. Die Zög'rung rettet nicht.

Chor.

In Zögerung ist immer doch Gewinn.

Kassandra.

Gering ist der Gewinn, mein Tag ist da.

Chor.

Dein fester Sinn gibt dir zu dulden Kraft.

Kassandra.

Wohl, wohl dem Menschen, der mit Ehren stirbt! (9)

Aeschylus.

Ajas.

Da steht, bereit zum Mord, mein scharfes Schwert; — —
Ich hab' es selbst geschmückt und eingepflanzt,
Und bald, mein bester Freund, gewährt es mir
Den schnellen Tod. Wohlan, ich bin bereit. —
Dich, Zevs, du Erster! fleh' ich an; wie sich's
Gebührt, sey meine Hülfe, sey mein Schutz!
Nicht grosse Gaben bitt' ich, Gott, von dir;

Send' einen Boten, der das Unglückswort
An Teukros sage: dass nur er es sey,
Der mich, wenn ich in's blutgetränkte Schwert
Gesunken bin, zuerst erheb', auf dass
Von meinen Feinden keiner mich vorher
Erblick', und mich zum Raub der Vögel und
Der Hunde werfe! Dieses fleh' ich, Zevs,
Von dir, und fleh' auch ihm, der aus der Gruft
Die Schatten führet, Hermes, dass er mich
Auf sanftem Pfade bald zur Schlummerruh
Geleite, wenn diess Schwert mein Herz durchsticht!
Die Rachgöttinnen, sie, die jede Noth
Der Menschen sehn und schnellen Fusses nah'n,
Die grauerfüllten, ew'gen Jungfrau'n ruf
Ich an zu Helferinnen, dass sie schau'n,
Wie Atreus Stamm mich in's Verderben stürzt;
Dass sie die Frevler, Allverderber, mit
Der Rache Hand ergreifen, wenn sie mich
Im Selbstmord sinken sehn! — — —
Du Gott, der du auf hoher Himmelsbahn
Den Sonnenwagen führst, wenn du mein Land,

Erblickst, so zieh die goldnen Zügel an,
Und gib von meinem Tod' und meiner Qual
Dem alten Vater Bothschaft und auch ihr,
Die mich gebar, die Unglückselige,
Ach! die gewiss, wenn sie die Sage hört,
Die ganze Stadt mit Jammerklag' erfüllt! —
Doch meine leeren Seufzer sind umsonst,
Und schnelle Eil' erfordert meine That!
O Tod, o Tod! erschein' und schau mich an;
Dort unten bin ich bald dein Mitgenoss!
Und, o du Glanz des Strahlentages, du,
Des Sonnenwagens Leiter, höre mich
Zum letzten Mal! nie fleh' ich dir hinfort:
O Licht! o Salamis, du heiliges,
Du Heimathsland! o väterlicher Herd
Der Götter! ruhmgekrönte Stadt Athen!
Und ihr, Genossen meiner Jugend, Flüss'
Und Quellen! Und ihr, Fluren Ilions!
Ach und ihr, meine Aeltern, lebet wohl!
Diess ist das letzte, das euch Ajas sagt.
Den Schatten in dem Hades sag' ich mehr. (10)

Sophocles.

Polyxena.

Ich folge; denn Nothwendigkeit treibt mich,
zu gehn,

Und Tod ist, was ich wünsche. Zittert' ich
vor ihm,
Wär' ich ein feiges Weib, das nur sein Leben
liebt. — —
Als Herrscherinn (ich Arme!) unter Ilions
Jungfrau'n und Weibern stand ich allbewun-
dert da,
Göttinnen gleich; nur, dass der Tod mein
harrete.
Nun bin ich Sklavin. Dieser Name macht
mir schon
Das Sterben süss, denn seiner bin ich unge-
wohnt. —
— — Frey verlass' ich dieses Sonnenlicht,
Und gebe frey dem Hades diesen Leib dahin.
Auf denn, Odysseus, lass den letzten
Gang mich gehn,
Denn keine Hoffnung bleibt mir, kein Ge-
danke gibt
Mir Zuversicht, einst wiederum beglückt zu
seyn.
Doch du, o Mutter, werde nicht mir hin-
derlich!
Nicht widerred' ihm, thue nichts! Treib lie-
ber mich,

Zu sterben, ehe mich ein niedrig Loos entehrt.
Denn wer des Elends Becher nicht gekostet
hat,
Unwilligen Nackens trägt er aufgelegtes Joch.
Gestorben, wär' ein solcher weit glückseliger,
Als lebend; denn ein ruhmlos Leben ist ja
Qual. (11)

Euripides.

Iphigenia.

— Willig geh' ich in den Tod.

Der Chor.

Dein Ruhm weicht nimmer auch von Dir!

Iphigenia.

Gegrüsst, gegrüsst, fackeltragender Tag, sey
mir,
Und du, o Zevs Licht! andre, andre Wohn-
sitze
Und andrer Loos harren mein.
Sey gegrüsst mir, holdes Licht! (12)

Idem.

Oedipus.

Von heute, Töchter, habt ihr keinen Vater
mehr,

Die Jammer-Scene schliesst sich mir, mit diesem Tag
Ihr werdet von der Last, der niederbeugenden,
Mein armes Leben mir zu fristen und die Kost
Mirauszuspähen, nun befreyt. Doch, Theuerste!
Ein einz'ges Wörtlein löst, ja hebet alle Müh.
Wer hat euch, Kinder, so geliebt, als dieses Herz!
Verlebt nun, meiner bald beraubet, alle Tag',
Die euch noch blühn, verlebt sie ungetrübten Glücks! —
— Ihr Kinder! folget mir, das erste Mal bin ich
Nun euer Führer, wie ihr mir es immer war't.
Kommt, — und lasst die heil'ge Höh'
Mich suchen, wo, so will's das Schicksal, ich im Schooss
Der Erde von der Mühe nun endlich ruhen soll.
Dorthin geht, wo der Fürst der Schatten, Hermes, und
Die Schutzgöttin der Unterwelt mich drängt und treibt.

Mir unsichtbares Licht, das einst mit seinem Strahl
Mich hat erquickt, mich wärmst du jetzt das letzte Mal!
Den letzten Augenblick des Lebens wall' ich nun,
Dort in Aides Nacht zu bergen. Lebe wohl,
Du theurer, edler Freund! Heil dir und deinem Land,
Heil deinem Volke, Heil, ja ew'ges! Denket auch
Im Sonnenschein des Glücks an mich im Reich der Nacht! (13)

Ach! vermöchten unsre Gebete dich zu Sühnen, o du dunkelumhüllte Göttin!
Und Aidoneus, dich, o Aidoneus, Fürst der Nächtlichen Schatten!
Dieser Fremdling, dass er des Lebens Ende Ohne Müh' und Kummer beschliesse, flehn wir;
Dass er ruhig walle hinüber in die Schlummergefilde,

Und zum Styxstrom, wo sich versammeln alle
Todte! — Ach! es stürzten auf dich der
Leiden
Viele! du verdientest sie nicht! — Dich lohne
Gott, der Gerechte!

O Göttinnen, die ihr im Schooss der Erde
Wohnet, seyd dem Kommenden, ach! nicht
furchtbar!
Und du, Ungeheuer! du unbesiegter
Wächter der Hölle,

Der du liegst am Thore des tiefen Ab-
grunds,
Ewig heulend, also erzählt die Sage,
Dir, o Sohn des Tartaros und der Erde,
Weih'n wir Gelübde!

Tod, dir fleh'n wir, gehe du deinem Gast, der
Dir schon naht, auf sanfterem Pfad' entgegen;
Leit' ihn freundlich, Geber des Schlummers,
In die Thale der Schatten! (14)

Lasst uns, ihr Lieben, den Tod nicht fürchten,
den Vater der Ruhe,
Ihn, des Leidenden Arzt, ihn, des Trau-
renden Trost!

Ein Mal nahet er nur dem sterblichen Menschen, und seines
Fittiges Rauschen vernahm keiner der Lebenden je.
Zahllos aber sind die Sorgen, und Leiden, und
Qualen,
Die uns, schwaches Geschlecht, weil wir
athmen, bedrohn! (15)

Thränen bring' ich dir dar zu dem Acheron
Heliodora,
Zeugen des zärtlichen Bundes, der uns auf
Erden vereint;
Bittere Zähren voll Schmerz. Der heiligen
Liebe gedenkend,
Spend' ich der Sehnsucht Nass hier am
bejammerten Grab.
Schmerzvoll, schmerzvoll ruf' ich dir nach zu
den Schatten des Orkus;
Aber der Sterblichen Flehen rühret den
Acheron nicht.
Ach, wo schwandest du hin, du liebliche
Blume? Der Tod hat

Dich gebrochen, und ach! grausam dem
Staube gemischt.
Erd', ich flehe dich an, ernährende Mutter
der Menschen,
Drücke das zarte Gebild leis' an die lie-
bende Brust. (16)

Antigone.

So sehnet man sich nach den Leiden auch
zurück!
Die Bitterkeit an sich war Götterlust,
Als er im Arm uns ruht'!
O Vater, Theuerster!
Ew'ge Nächte hüllen dich dorthin ein,
Der du im hülflosen Alter warest mir theuer
Und bleiben wirst hin in die endlose Ewigkeit.

Der Chor.

Es ist vollbracht!

Antigone.

Vollbracht ist's ihm nach seinem
Wunsch!

Der Chor.

Und wie?

Antigone.

So wie sich sein Herz es nur wünschte stets,
Starb er im fremden Lande. Er ruht
Im kühlenden Ruheplatz sanft im Schooss
Der Erd', und sein Tod blieb nicht un-
beweint.
Mein Auge weint dir ewig! —
— Nimmer vertilg' ich den Kummer,
Ich Unglückselige, ich!
Ach, Vater! ach im fernen Land
Hättest du nimmer dein Haupt sollen neigen.
Ach, du verschiedst mir ungesehn!

Ismene.

Klägliches Schicksal!
Ach, welcher Jammer bedrohet mich und
Dich, o du Theure! wie hülflos sind wir und
verwaist, —
Verwaist und blos.
Des besten Vaters nun beraubt!

Der Chor.

Doch glücklich hat er, Lieben! nun
Sein Lebensziel erreichet. Theure, hemmt

Den schmerzenden Jammer, denn Keiner
Der Menschen entrinnet dem Miss-
geschick! (17) Sophokles.

Ständ es in meiner Hand, Dich
Wieder empor zu führen
An das Licht aus Aïdes Reiche,
Rudernd heim ob dem Todtenstrom!
Denn du, Einzige, o der Weiber Liebste, *)
Du gabst deine Seele dahin, rettend den
Gatten aus Todesnächten. Leicht möge ruhen
Auf dir, Edle, der Erde Staub! — —
O Unglückliche du, Grossmüthige, Beste der
Frauen,
Heil dir! Es empfange dich hold in der Erd'
Hermes und der Todtenbeherrscher! Und
wird
Auch dort der Gute geehrt, so geniess
An Persephone's Seite des Glückes! (18)
Euripides.

Es ist wohl kein Mensch so glücklich, den nicht wenigstens ein Mal der Wunsch anwandle, lieber zu sterben, als ferner zu le-

*) *Alceste.*

ben. Kummer und Krankheiten stören den Genuss des Lebens, und verlängern gleichsam die Dauer desselben, ob es gleich kurz ist. Der Tod ist daher die erwünschteste Zufluchtsstätte des kummervollen Lebens. (19)

Herodot.

Wer die Schranken der Mässigung überspringt,
Sehnt sich nach langen Jahren,
Der irret, so dünkt mich, gewiss,
Von Blindheit des Geistes geschlagen.
Es häuft ja die Menge der Tage
Auch Menge der Leiden,
Und bringt sie uns näher.
Der Freuden lacht nimmer dem eine,
Der schwelget begierig in Lüsten.
Es sättigt sich nur in dem Grabe
Die Sucht der Begierden,
Wenn schleicht das Alter, der Lieb', des Gesanges und
Des Reigens beraubet, heran,
Der Tod dann die Scene völlig schliesset.
Nicht geboren seyn, ist, traun! das schönste Loos!
Sind wir geboren, dahin,

Woher wir gekommen, geschwind,
Auf rauschenden Schwingen zurücke
Geeilt — ist der Glücksloose zweytes!
Denn flattert die Jugend
Heran, o so flattert
Auch gaukelnd der Leichtsinn. Entränne
Denn Einer dem Irrfad des Unglücks?
Welch Elend fehlt, Neid, Zank und Aufruhr,
Mord, blut'ge Schlachten?
Es schleicht das hässliche, schwächliche,
freundlose,
Verdriessliche Alter zuletzt
Heran, diese Quelle aller Leiden. (20)

Ja, dürft' ich Unglück tragen ohne
Schmach!
Unglück mit Schmach vereint, bringt keinen
Ruhm.
Im Tode, nur im Tode find' ich Heil! (21)

Wie die Blätter im neu aufwachsenden Strahle
der Sonne,
Wenn sie zu tausend der Lenz, üppig an
Blüthen, gebührt;

So sind wir, und geniessen nur flüchtige Weile der Jugend
Freuden, indessen uns Gott Gutes und Böses verhüllt
Hinter der Zukunft; aber es lauren die finsteren Keren.
Diese spinnet für uns, trauriges Alter, dein Loos,
Jene deines, o Tod; nur so lang' dauert der Jugend
Blüthe, so lange der Tag über der Erde sich wölbt.
Aber ist sie vorbei, und nah'n die Stunden des Alters,
Alsobald ist fürwahr süsser denn Leben der Tod.
Denn viel Böses umdrängt uns jetzt: hier quälet des Haushalts
Sorge; der Mangel drückt öfter den Nacken uns schwer.
Kinderlos klagt Jener, und, ängstlich ringend nach Kindern,
Muss er ins Schattengebiet unter die Erde hinab.

Leib und Seele verzehrt Dem nagende Krankheit; und wo ist
Ein Mensch, welchem nicht Zevs mancherlei Böses verhängt? (22)

Menander.

— Der Mören Gespinnst ist unauflöslich,
und niemand
Kann ihm entgehn, so viel unser die Erde nur nährt. (23)

Pherekr.

Einer bedenklichen Fahrt vergleich' ich das Leben der Menschen,
Viele schleudert der Sturm gegen das Felsengeklipp.
Tycha *) sitzt am Ruder und lenket den schwankenden Nachen,
Wie durch Fluthen des Meers gleiten durch's Leben wir hin.
Diesem wehet ein günstiger Wind, ein widriger Jenem;
Ein gemeinsamer Port nimmt uns im Aïdes auf. (24)

*) Das Gluck.

Palladas.

— Zur Erde wandelt, was auch die Erde zeugt,
Und was vom Himmel stammt, zur Höhe des Himmels hinüber. ([25])

Euripides.

— So wills der Sterblichen Loos, nachdem sie gestorben.
Denn nicht mehr wird Fleisch und Gebein durch Sehnen verbunden;
Sondern jenes vertilgt die gewaltige Flamme des Feuers
Alles, so bald aus dem weissen Gebein das Leben hinwegfloh.
Nur die Seel' entfliegt, wie ein Traum von dannen und schwebte. ([26])

Die Seelen bleiben unverdorben bey den Todten; denn sie sind Gottes Bild. Den Leib haben wir aus Erde, und er wird Staub; die Höhe aber nimmt hinauf den Geist. ([27])

Wir sollten beym Gelage den Gebornen
Bejammern; zu wie vielen Uebeln kommt er nicht!

Doch, den Gestorbenen, der nun von Mühen
ruht,
Froh und mit Segnungen begleiten zu der
Gruft. (28)

Getrost beschreite, Sterblicher, des Orkus
Bahn.
Nicht schwer zu wandeln, sonder Krümmung
ist der Weg,
Und sonder Irrsal, stracks und lehn hinabge-
senkt,
Und sicher triffst du mit verschlossnen Au-
gen ihn. (29)

Rechnest du, Armer? — Es eilet die Zeit und
führet allmählich
So das Alter herbey, wie es die Zinsen
vermehrt.
Dann ereilt dich der Tod, und ohne die
Scheitel zu kränzen,
Ohne Salben und Wein, ohne der Liebe
Genuss,
Stirbst du dahin, und verlässt ein grosses und
glänzendes Erbtheil,

Während ein Obelos dich über den Acheron führt. (30)

Kennst du die Art wohl, Freund, von allem Sterblichen? —
Den Menschen allen droht ein tödtliches Geschick,
Und nimmermehr hat noch ein Sterblicher gewusst,
Ob er den nächsten seiner Tag' erleben wird.
Denn dunkel sind die Wege, die das Schicksal geht;
Sie sind nicht lehrbar, und die Kunst entdeckt sie nicht.
Da du nun diess vernommen, und von mir gelernt,
Sey fröhlich! trink! und halte diesen Tag für dein,
Denn alles Andre ruht im Schoosse des Geschicks. —
Da Sterbliche wir sind, so trag' auch sterbliche Gesinnung! Allen Ernsten und Trübsinnigen
Ist (wenn man um mein Urtheil mich befragen will)

Das Leben, traun! kein Leben, sondern eine
Qual. (11) Euripides.

Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechte der Menschen;
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wenn neu auflebet der Frühling.
So der Menschen Geschlecht, diess wächst und jenes verschwindet. (12)

Keine Gabe verweilt unabänderlich unter den Menschen.
Wahrlich, ein treffliches Wort sagte der Chiische Mann:
„Wie die Blätter im Wald, so sind die Geschlechte der Menschen.“
Viele vernahmen das Wort, doch mit den Ohren allein,
Und es stieg nicht hinab in die Brust; denn Jeglichen gängelt
Hoffnung freundlichen Blicks, schwelgend im jungen Gemüth.

Strahlet einem der Menschen die liebliche
Blüthe der Jugend.
Hoffet er fröhlichen Sinns viel, was die
Parze versagt.
Nicht gedenkt er die Zeit des drohenden Al-
ters, den Tod nicht,
In der Gesundheit Gefühl nicht den verzeh-
renden Schmerz.
Also wandeln sie hin in thörichtem Sinne,
vergessend,
Wie so eilig die Zeit, eilig der Jugend
Geschenk
Hinflieht. Diess gedenkend, o Sterblicher
gönne dem Herzen,
Bis du zum Ziele gelangst, fröhlicher Tage
Genuss. (35)

Simonides.

— Fliesset einmahl des Menschen
Schwarzes, lebenverströmendes Blut
Zu seinen Füssen dahin,
Welcher Zaubergesang
Ruft dann ihn wieder zurück?
Selbst Aesculapens

Todtenerweckende Kunst
— Sie hemmte Zevs! — ist umsonst. (34)

Nützliche Lehre vernehmt, o Sterbliche! Welchem der Jugend
Reizende Blüthe noch strahlt, solcher genieesse das Gut
Weisen Gemüths, das Geschenk der Himmlischen. Denn es verleiht nicht
Doppelte Jugend ein Gott, oder entfernet den Tod
Von der Sterblichen Haupt. Verderbliches Alter ergreift dich,
Und bevor du es wähnst, sitzt es am Scheitel dir fest. (35)

Leben, wie flieht man dich ohne den Tod? unsägliche Leiden
Drücken dich; weder zu fliehn, noch dich zu tragen, ist leicht.
Lieblich ist, was die Natur dir verliehen hat, Himmel und Erde,
Meer und Gestirn' und der Mond, Helios leuchtender Glanz.

Furcht und Leiden erfüll'n das Uebrige. Gönnet das Glück dir
Gutes, so wäget dafür Nemesis Böses uns zu. (36)

— — — — Ruft
Laut allem Volk der Sterblichen die Lehre zu:
Nie vor des Todes Ziele glücklich Scheinende
Zu neiden; denn taglang nur lebet Menschenglück. (37)

Sicher führet der Weg zum Aïdes; ob du im Tode
Von Kekropia's Flur oder von Meroë kömmst.
Gräme dich nicht, wenn, fern vom Vaterland, Klotho dich abruft;
„Ueberall wehet der Wind, welcher zum Hafen dich führt.“ (38)

— — Die Götter nur allein
Entstellt kein Alter, raubt kein Tod, sonst Alles reisst
Der allgewalt'ge Strom der Zeit um, es welkt

Die Kraft der Erde und des Körpers Blüthe hin. — (39)

Wie die Rebe sich hält am stützenden Pfahle,
so trägt mich
Alten der Stab: zu der Nacht Wohnungen
ruft mich der Tod.
Sey dem Rufe nicht taub, o Gorgias! stirbst
du wohl leichter,
Wenn noch drey Mal der Lenz oder noch
vier Mal, dich wärmt?
Also sprach nicht prahlend der Greis, und
wälzte des Lebens
Last hinab, muthigen Sinns wandelnd zum
dunkeln Gestad. (40)

O Bruder des Donnerers Zevs,
Aidäs, tröstender Gott,
Führe zur Ruhe mich, giesse du
Des schnell geflügelten Todes Schlaf
Auf mich Unseligen aus! (41)

Herzlich weinet mir nach, doch mit Mässigkeit; saget ein liebreich
Wörtchen, und denket des Freunds auch noch im Tode mit Lust. (42)

Nackt betrat ich die Welt, nackt wandel' ich unter die Erde.
Solch ein dürftiges Loos ist es der Mühen wohl werth? (43)

Ach! möchte doch schnell
Der schlummerbringenden Parzen Eine
Ohne Schmerz,
Ohn' uns aufs Lager zu strecken,
Uns bringen endlosen Schlaf! (44)

— Wer sein Auge schliesst, wie kann ihn
Drücken im Grabe das Joch des Drangsals? (45)

Da du ein Sterblicher geboren bist, so fürchte nicht zu sterben. (46)

— — Nicht ist wünschenswerth
Der Tod mir, aber naht er, so verzag' ich
nicht. (47)

Der Tod ist aller Sterblichen Hafen. (48)

Antigone.

Des Hades Grundgesetz ist: Gleichheit
überall!

Krethon.

Verschiedenheit der That erheischt ver-
schiednen Lohn. (49)

Nur der Marmor allein, der deinen Namen
verkündigt,
Bleibet dir, Krethon; du selbst hast dich
dem Staube gemischt.
Vormals strahlten die Schätze der Lydischen
Könige, vormals
Blökten die Rinder im Thal, Ziegen auf
luftigen Höh'n;
Vormals .. doch, was erzähl' ich noch mehr? Dem
Glücklichgepriesnen

Blieb die Spanne des Feld's einzig vom wei-
ten Besitz. (50)

Der Wunder gibt es viel, doch keines ist
Erstaunenswürdiger als der Mensch.
Er durchfliegt auf den Schwingen des Win-
tersturms
Die brüllenden Wogen
Des schäumenden Meers;
Der unsterblichen Erde,
Der Göttinnen Erste,
Nimmer ermüdbaren Rücken
Zerfurcht mit stets wälzendem Pflug
Jahr ein, Jahr aus der Pflüger
Mit dem Gespann der stärkeren Rosse.

Der Mensch verstrickt mit schlauer List das
Volk
Der Vögel, das mit leichter Schwing'
Schwebt; er fängt in dem Forste das Wild-
geschlecht,
Und lockt in der Netze
Verschlungene Windung
Die froh plätschernden Fische,
Er bändigt durch List das

Unthier der Höhen und beuget
Das Mähnen umflätterte Ross,
Den Stier, den Freund der Berge,
Von ungezähmtem Nacken ins Joch.

Sein ist die Sprache, himmelwärts schwingt sich sein Geist,

Sein ist das Zwangsgesetz, die Staatenbegründerin;
Durch den Erfindungsgeist
Entfloh er unwirthbaren Einöden
Heissem Sonnenstich und Regensturme;
Alldurchdringend steht er gerüstet
Wider die Pfeile der Zukunft:
Nur unentfliehbar ist
Des Todes Gewalt. — — (51)

Hier schläft Saon heiligen Schlaf! Dass der Redliche sterbe,
Sage nicht; denn der Tod eines Gerechten ist Schlaf. (52)

O, wenn es hülfe, durch Jammer die menschlichen Uebel zu heilen, und die Tod-

ten durch Weinen zurückzurufen; so wären wahrlich Thränen mit Golde nicht zu erkäufen. Es kann aber nun einmal durchaus nicht seyn, dass der Begrabene zum Lichte zurückkehre; denn auch mein Vater, wenn Thränen fruchteten, hätte das Leben wieder gesehen. (53)

Der hohe Donnerer, der Götter Vater,
herrscht
Nach seinem Willen, allem, was da ist, bestimmt
Den Anfang und den Ausgang Er! wir Menschen, ach!
schen, ach!
Vermögen nichts! wie Schwache, die der Morgen sieht
Entstehn, der Abend welken! Unser Auge
dringt
Nicht in die Zukunft, dringt in Gottes Rathschluss nicht!
schluss nicht!
Und dennoch wähnt der Thor dem Hirngespinste, das
spinste, das
Die schmeichlerische Hoffnung ihm ernährt,
Gestalt
Und Wahrheit zu verleih'n! der Tag, der diesem folgt,
sem folgt,

Das Jahr, das diesem Jahre folget, schauen
wir's
Mit Zuversicht als unser Recht nicht an?
und ist
Der Menschen Einer, der nicht träum', es sey
das Jahr,
Das kommt, ein Quell der Freuden und des
Glücks für ihn?
Allein, es überrascht uns oft der Tod, und
lässt
Des Alters Schwell' uns nicht betreten; Die-
sen rafft
Der Krankheit Schmerz hinweg, und Jenen
stösst hinab
Der Mörder Aräs in Aidoneus Schatten-
reich.
Des Meeres Strudel schlingen Viele ein; es hebt
Im Sturme wüthend, sich die Fluth, und wird
das Grab
Des Seemanns! Ach, und oft, wenn er des
Lebens Last
Zu dulden nicht vermag, bewaffnet gegen sich
Der Mensch die eig'ne Hand, und macht zum
Richterarm

Sie wider sich, und löscht sich aus der Sonne
Licht!
Wo herrscht das Elend nicht? Unzählbar,
rettungslos
Sind aller Menschen Leiden, „Lasst uns denn
empor
Das Haupt erheben, und wenn uns das Schick-
sal droht,
So lasst mit hohem Muth uns ihm entgegen
gehn!“ (54) *Euripides.*

Wer weiss, ob das nicht leben heisst, was wir sterben nennen. — Der Tod ein Leben! Die Menschen kränkeln lebend: todt aber erfahren sie weder Krankheit noch sonstige Uebel. (55) *Euripides.*

Unbekannt ist des Todes
Art, und unbekannt, wenn einst der Tag
Helios Sohn, der Freuden Schöpfer, in
Nimmer umwölkter Wonne sein
Auge uns verschliesse.
Es wälzen sich Ströme
Der Wonne, und Fluthen, ach!

Des bittersten Jammers
In ew'gem Wechsel der Sterblichen!
— —
Welcher in Zevs Reich des Frevels
Sich erfrecht, den erharrt im Schattenreich' ein
Richter
Nimmererbittlichen Zwanges.
Doch, der Biedre pflücket im Strahl der
Sonne ew'ge Tag' und Nächte hindurch die
Blüthe des harmlosen Lebens sich ab,
Wühlt mit nervigem Arm nicht die
Schollen der Erde auf, noch
Pflügt er hin durch die Fluthen des Meers
Wegen der kargen Kost. Im Kreise der
Göttergeliebten labt sich, wer
Unverrückt den Eidschwur
Mit Freuden verehrt, an
Der thränenlosen Ewigkeit.
Weh! Jene belastet
Das Herz verwundender Jammer. Doch,
Welcher im Herzen von jedem
Frevel rein des dreyfachen Lebens
Kreis geschlossen hier, als auch dorten, *)

*) Nach der bekannten Lehre des *Pythagoras* von der Seelenwanderung, dessen Philosopheme *Pindaros* vorzüglich liebte.

Wahrlich, erklommen hat dieser des Zevs
Pfad zu Kronos Pallaste, wo
Linderer Meereshauch der
Sel'gen Eiland umsäuselt, auf Au'n
Goldene Blumen strahlen, hier von dem
Prangenden Baume blühn, dort dem
Spiegelnden Gewässer
Entglühen. Sie winden
Sich blumige Kränze draus,
Umschlingen sich Arme
Und Locken, selig dahin wallend.

In der Uebersetzung von *Fr. Thiersch* ist diese merkwürdige Stelle folgendermassen verdeutscht:

„Doch welche dreymal beständen,
Sich in den beyden Heimathen im Gemüthe vor dem
Frevel ganz
Zu wahren, die wandelten den Weg des Zevs nach
Kronos Burg u. s. w.:

Den Weg des Zevs wandeln, heisst hier, den geraden Weg der Gerechtigkeit wandeln. Im Phädrus sagt *Platon:* die reinen Seelen, welche ohne Falsch nach Weisheit streben, gewinnen bey dem dritten Umschwunge von tausend Jahren, wenn sie dreymal nach einander dasselbe Leben wählten, sodann im dreytausendsten Jahre die volle Beflügelung, und gehn hinweg. Das heisst, nach *Pindar*, sie gelangen nach dreymaliger Bewährung zu der Burg des Kronos in die Eilande der Seligen.

So dachten sich die grossen Alten einen allgemeinen Kreislauf, in dem sich Leben und Tod bewegt (S. die Noten dieser Uebersetzung Th. I. S. 26. u. f.)

Wie es Rhadamanthus heil'ger
Richterspruch ordnet. — (56)

So wähnst du, dass die Todten, die im
Leben
Die Becher jeder Wollust schwelgend leerten,
Entfliehen können Gottes Richterwage?
Das Auge der Gerechtigkeit, das siehet
Herab und schauet alles, lohnt und strafet!
Der Pfad ist zwiefach jenseit unsrer Gräber,
Den wandelt der Gerechte, den der Böse!
O, wahrlich! wenn des Frommen und des
Frevlers
Ein gleiches Schicksal harret, wenn sie beyde
Der Schooss der Erde ewig in sich schliesset:
So raube, plündre, mische Recht und Unrecht!
Du magst es! — Doch, es sitzt auf seinem
Richterstuhl
Der Allbeherrscher, Er, der Todten Richter;
Sein Nahm' ist furchtbar, und ihn auszuspre-
chen
Vermag ich nicht! Er gibt aus grenzenloser
Geduld ein langes Leben dem Verbrecher. (57)

Wir haben zwey Vorbilder des Todes: das eine ist die Zeit vor unserer Geburt; das andere der Schlaf. (58)

Das ganze Leben des Weisen ist eine beständige Betrachtung des Todes. (59)

Du siehst, dass, wenn der Mensch stirbt, das Sichtbare an ihm, der Leib, der an einem sichtbaren Orte liegt, und Leiche genannt wird, welchem aufgelöset zu werden, zu zerfallen und zu zerstieben geziemet, nicht alsbald in diesen Zustand gerathe, sondern eine ziemlich geraume Zeit sich erhalte, vorzüglich wenn er mit Anmuth geschmückt war, und der Mensch in der Blüthe des Lebens starb. —

Die Seele aber, sie, die Unsichtbare, die hinüberwallet in einen ihrer würdigen Ort, welcher herrlich, lauter und unsichtbar ist, zum Hades, hin zu dem wahrhaftig guten und verständigen Gotte, sie, die Seele, welche so beschaffen, solcher Natur ist, sollte, nach dem Wahn so vieler Menschen, abscheidend vom Leibe, gleich verwehet werden und un-

tergehen? Das sey fern! Vielmehr verhält es sich also: wofern sie rein von binnen scheidet, nichts vom Leibe mit sich schleppend, weil sie auch während des Lebens nicht in Gemeinschaft mit ihm willigte, sondern ihn fliehend in sich selber sich zurückzog, und immer dieses zu thun sich übte; — das heisst ja, „dass sie auf echte Art die Weisheit liebend leicht abzusterben in der That sich übte — denn hierin besteht ja wohl die Betrachtung des Todes.“

Wofern, sage ich, die Seele also beschaffen ist, so wallet sie hinüber in das Unsichtbare, welches ihr ähnlich ist, in das Göttliche, Unsterbliche und Vernünftige, wohin gelangend sie glücklich und befreyet wird vom Wahn, von der Unwissenheit, vom Schrecken, von wilder Brunst und andern menschlichen Uebeln, um in der That, wie die in die Geheimnisse Eingeweihten von sich behaupten, während der ganzen Zukunft in Umgang zu leben mit den Göttern.

Wofern sie aber besudelt und ungereiniget vom Leibe scheidet, weil sie immer in Verkehr mit ihm stand, sein pflegte, ihn liebte,

und durch ihn wie durch Zauber bethöret war von Lüsten und Begierden, so, dass ihr nichts wahr geschienen hatte, als das Körperliche, welches man betasten, sehen, trinken, essen, oder bey sinnlichem Liebesgenusse brauchen mag, und sie dagegen gewöhnt war, alles, was den Augen dunkel und unsichtbar, der Philosophie aber verständlich ist, zu hassen, sich davor grauen zu lassen und es zu fliehen; meinest du, dass eine solche Seele durch sich selber könne lauter werden?

Vielmehr wird sie befleckt seyn mit dem Körperlichen, womit sie wegen des beständigen Umgangs und Verkehrs mit dem Leibe, und wegen der an ihn vergeudeten Sorgfalt, wie mit einer andern Natur behaftet ward. — —

Die Seele eines Liebhabers der Weisheit ist, der Vernunft folgend, auf Einen Zweck gerichtet; das Wahre, das Göttliche, das keiner Meinung Unterworfene beschauend, und von ihm genährt. Sie glaubt also leben zu müssen, und dass sie nach dem Tode zu dem ihr Verwandten, ihr Gleichartigen, gelangend, befreyet werden soll von den menschlichen Uebeln.

— — Schön ist der Kampfpreis, und die Hoffnung gross! —

Darum muss ein Mann seiner Seele wegen gutes Muthes seyn, wenn er im Leben den Wollüsten des Leibes und dessen Schmuck, als ihm fremden Dingen, Gehabewohl sagte, jene Sorge dagegen mehr sich zu Herzen nahm, wie er Erkenntniss erlangen und seine Seele ausschmücken sollte mit dem Schmuck, der ihr nicht fremd, sondern ihr eigenthümlich ist, mit Enthaltsamkeit, Gerechtigkeit, Mannhaftigkeit, Freyheit und Wahrheit; auf dass er, also ausgerüstet und bereit stehend zur Reise nach dem Hades, sich aufmachen könne, so bald ihn sein Schicksal ruft. — (60)

— Den, Parmeno, den nenne ich
Den Glücklichsten, der, wenn er ohne Leid
Die hohen Dinge sah, die wir nun seh'n, —
Die Sonne, diese Sterne, Wolken, Mond
Und Feuer, — wieder geht, woher er kam.
Denn, lebtest du auch hundert, oder lebst
Du wenig Jahre nur, du siehest sie;
Und Schöneres als sie, sah Keiner je.

Halt' diese Lebenszeit, von der ich rede,
Für einen Marktort, eine Wanderschaft,
Wo es Gedränge, Diebe, Spiel und Müh'
Die Menge gibt. Je früher du weggehst,
Je früher findest du die bess're Herberg',
Wenn du den Reisepfenning Wahrheit hast,
Und lässest keinen Feind. (61)

„Was machst du, Syra? Wie befindst du dich?"
Kannst du noch also fragen einen Greis?
Ein Greis ist nimmer wohl. Man sagt mit Recht,
Und kann es sagen: „auch der Tod ist gut." (62)

Der Tod, das, was man so übertrieben das Schrecklichste unter allem Schrecklichen genannt hat, kann uns Lebende gar nicht treffen: „wenn er ist, so sind wir nicht mehr; und so lange wir noch leben, ist er nicht da." Er kann also weder Lebenden noch Todten Uebel zufügen, weil er nicht ist, so lange jene noch sind, und diese nicht mehr sind,

wenn er sich einstellt. Er ist daher niemals ein wahres gegenwärtiges Uebel, und nichts ist also unvernünftiger und widersinniger, als eine künftige Veränderung zu fürchten, die uns selbst alsdann, wenn sie da ist, kein Leid zufügt. (63)

— Soll Menschenloos
Auch drunten Gram seyn: ihr, dem Tod Geborenen,
Wohin sollt ihr euch wenden? Glaubt man doch den Tod,
Das mächtigste Heilmittel alles Missgeschicks. (64)

Der Tod hat unter allen eingebildeten Uebeln das Eigenthümliche an sich, dass er nur allein in der Entfernung unsägliche Angst, in der Nähe hingegen nicht den geringsten Schmerz verursachet. Viele sterben in der That, um nicht zu sterben, aus Verzagtheit und üblem Verdacht gegen den Tod. (65)

Nur alsdann würden wir uns mit einigem Rechte über die Unfälle und das Ende des menschlichen Lebens beklagen können, wenn die Natur oder eine Gottheit sich verbürgt hätte, uns gegen beyde in Sicherheit zu setzen. Jetzt aber, da sie einen jeden einzelnen Menschen mit dem ganzen Geschlechte unter denselbigen Bedingungen geboren werden lässt; so sollten wir auch ohne Anstand ein Darlehn wiédergeben, welches sie uns auf eine unbestimmte Zeit so gegeben hatte, dass sie es nach Belieben wieder fordern könnte. (66)

Ein unsterbliches Denkmal des Ruhms (sagte Perikles in seiner Lobrede auf die im Kriege Gebliebenen) vergütet den Tapferen den Verlust des Lebens — ein Denkmal in dem Herzen der Nachwelt, welches glorreicher ist, als das, unter welchem ihre Leiber schlummern. Für berühmte Männer ist die ganze Erde ein Denkmal. Ihre Tugend ist nicht blos in ihrer Heimath durch Trophäen und Inschriften geehrt, sondern durch ungeschriebene Denkmäler, die in dem Herzen

aller Völker der Erde ruhn, und sichrer durch diese, als durch irgend eine andere Art vergänglicher Monumente auf die Nachwelt gebracht werden. —

— Das Leben der Menschen ist den Schlägen des Schicksals immerfort ausgesetzt, — und nur diejenigen sind glücklich zu preisen, deren Tod edel war. (67). Thucydides.

Dem Mann, der nie von Leiden ruht, ist's Schmach,
Wenn er sich doch nach langem Leben sehnt.
Erfreut der Tag, der auf den andern folgt,
Uns nur, weil er dem Tode Säumniss gibt?
Ich kaufte nicht für niedern Werth den Mann,
Der immer sich an eitler Hoffnung wärmt.
„Dem Edlen ziemt es, schön zu leben, schön
Zu sterben.“ (68) Sophokles.

Warum können wir uns gar nicht in die Unfälle der Natur ergeben, da wir doch wissen, dass der Tod den Schlimmsten, wie den Besten, gemein sey? Denn der Tod versäumt

die Bösen so wenig, als er die Guten schont; er beweist sich vielmehr gegen Alle gleich. — Unsre Natur kann den Krankheiten und dem Alter nicht widerstehen, und der Genius, dem die Bestimmung unsers Schicksals zu Theil ward, ist unerbittlich. „Darum sollte man diejenigen für die Seligsten achten, welche für das Grösste und Herrlichste kämpfend, ihr Leben endigten;“ die es nicht dem Zufall überliessen, über sie zu entscheiden, noch den natürlichen Tod erwarteten, sondern den schönsten wählten. — Sie werden beklagt als Sterbliche, wegen ihrer Natur; besungen aber als Unsterbliche, wegen ihrer Seelengrösse. (69)

Antigone.

— — Die Götter prägeten
Das Urgesetz tief in das Herz des Menschen ein.
Drum hielt ich dein Gesetz nicht für so wichtig; dass
Ich dieses Götterrecht, das ungeschriebene,
Und nimmer wankende, verrücken dürfte, ich,

Die Sterbliche! — Seit heut und gestern ist es nicht,
Sein Ursprung ist verhüllt, sein Leben Ewigkeit.
Nein, diess entweih' ich nie, durch frechen Uebermuth
Geschreckt, und rufe nicht der Götter Fluch auf mich.
Dass hier mein Lohn der Tod sey, wusst' ich voraus; —
Für mich, die Arme, ist ein früher Tod Gewinn,
Wie wär er's nicht für den, dess ganzes Leben so,
Wie mein's, ein Wechsel ist von Jammer, Angst und Noth?
Drum ist für mich der Tod nicht Strafe und nicht Schmerz.
Doch, unbegraben, ach! den Bruder da zu sehn,
Diess wär', und nicht der Tod, der Schmerzen bitterster. (70) Sophokles

---

Du urtheilst falsch, o Mensch! wenn du
n dem Wahne stehst, „ein Mann, der nur

noch einigen Werth habe, müsse die Wahl zwischen Leben und Tod für ein Wägstück halten.“ Vielmehr muss er einzig darauf sehen, ob er im Fall des Handelns rechtmässig oder unrechtmässig handle, ob er durch seine Thaten sich als einen guten oder schlechten Mann darstelle.

In Wahrheit, ihr Athener! So verhält sich die Sache! Den Posten, auf den Jemand, weil er ihn für den besten hielt, sich selbst gestellt hat, oder auf den er gestellt worden ist, muss er, meiner Meinung nach, selbst in Gefahren behaupten, und über alles in der Welt, selbst den Tod nicht ausgenommen, muss er hinwegsehen, nur über die Schande nicht. — — (71)

Dem Tode durch flehende Bitten auszuweichen, achtete Socrates nicht würdig, sondern glaubte vielmehr, dass nun für ihn die rechte Zeit zu sterben sey. Dass er also gesinnt war, erhellete noch offenbarer, als das Urtheil gegen ihn gesprochen war. Zuvörderst, als ihm sich selber eine Strafe festzusetzen geheissen ward, that er es nicht, gab auch

nicht zu, dass es seine Freunde thäten, sondern sagte, es gezieme nur solchen, die sich eines Unrechts schuldig bekennten. Ferner, als seine Freunde ihm zur heimlichen Entweichung die Hände boten, gab er ihnen nicht Gehör, sondern fragte, gleichsam scherzend, ob sie ausser dem Attischen Gebiet ein Plätzchen kennten, welches dem Tode nicht zugänglich wäre. — —

Derhalben, sprach er, dass ich durch Unrecht sterbe, darf ich nicht von mir selbst geringer denken; es gereichet ja nicht mir, sondern denen zur Schande, die mich verdammten. So tröstet mich auch Palamedes, der mit mir auf ähnliche Weise starb, und noch jetzt weit schönern Inhalt zu Gesängen darbeut, als Odysseus, der ihm durch Unrecht den Tod bewirkte.

Ich weiss, dass die Zukunft und die vergangene Zeit mir das Zeugniss geben werden, dass ich niemals einen Menschen beleidigte, dass ich auch keinen schlimmer machte, sondern denen, die mit mir umgingen, wohl that, umsonst sie, nach Vermögen, unterrichtend in allem Guten.

Er machte sich auf und ging von dannen, als er das gesagt hatte. Alles an ihm entsprach seinen Worten; heiter war sein Blick, seine Gebehrde, sein Gang. Als er seine Begleiter weinen sah, sprach er: Was ist das? Nun weinet ihr? Wusstet ihr nicht vorlängst schon, dass, seit ich geboren ward, mir die Natur den Tod zuerkannt hatte? Ja, wofern ich vor meiner Zeit stürbe, so möchten freylich meine Freunde und ich sich drüber härmen; da ich aber jetzt, bey bevorstehenden Beschwerden, das Leben verlasse, so solltet ihr, dünket mich, wohlgemuth seyn allzumal, als bey einem Glücke, das mir wiederfährt. ([72]) Xenokl.

Nach aufgehobener Versammlung (in der das Volk den Phokion mit seinen Freunden zum Tode verurtheilt hatte) führte man die Männer ins Gefängniss. Die andern umarmten noch ihre Freunde und Verwandten, und gingen mit lauten Klagen und Weinen ab; Phokion hingegen zeigte jetzt eben die Miene, wie wenn er sonst als Feldherr aus der Ver-

sammlung nach Hause begleitet wurde, und man konnte nicht umhin, die Gleichmuth und Seelengrösse des Mannes zu bewundern. Seine Feinde aber liefen neben ihm her, und stiessen die ärgsten Schmähungen gegen ihn aus; ja, einer lief sogar auf ihn zu, und spukte ihn an. Da soll sich denn Phokion zu den Magistratspersonen gewendet und gesagt haben: „Will denn Niemand diesen ungezogenen Menschen Einhalt thun?“

Im Gefängnisse gerieth Thudippus, als er den Schierling reiben sah, in grossen Unmuth, und beklagte sein Schicksal, dass er auf eine so unwürdige Art mit Phokion sterben müsste. „Wie?“ sagte dieser, „bist du denn nicht zufrieden, dass du mit Phokion zugleich stirbst?“ Auf die Frage eines Freundes, ob er an seinen Sohn Phokus noch etwas zu bestellen hätte, antwortete er: „Allerdings, ich befehle ihm, dass er gegen die Athener keinen Groll hegen solle.“ Da Nikokles, der sein vertrautester Freund war, darum bat, dass er ihn doch das Gift zuerst möchte trinken lassen, erwiederte er: „Diese

Bitte ist für mich hart und traurig; aber weil ich dir im Leben nie etwas abgeschlagen habe, so bewillige ich dir auch dieses.“

Nachdem Alle schon ihren Theil getrunken hatten, fehlte es zuletzt für den Phokion an Gifte, und der Henker erklärte, er würde kein anderes reiben, wenn er nicht zwölf Drachmen bekäme, so viel nämlich eine Drachme kostete. Phokion rief also, weil darüber viel Zeit verstrich, einen Freund, beschwerte sich, dass man in Athen nicht einmal umsonst sterben könnte, und bat ihn, dass er dem Menschen das Geld geben möchte. —

Indess wussten seine Feinde, gleich als wenn ihre Rache noch nicht hinlänglich befriediget wäre, eine Verordnung zu bewirken, dass Phokion's Leichnam über die Grenze geschafft, und kein Athener sich unterstehen sollte, zu dessen Beerdigung Feuer anzuzünden. Daher unterstand sich auch keiner seiner Freunde seinen Leichnam anzurühren. Allein, ein gewisser Konopion verbrannte den über Eleusin hinaus geschaffien Körper, wozu er das Feuer aus dem Megarischen Ge-

biet holte. Eine Megarerin, die ihm dabey mit ihren Mägden an die Hand ging, errichtete daselbst dem Phokion ein Denkmal, und begoss es mit Trankopfern; die Gebeine aber sammelte sie in ihren Schooss, trug sie bey Nachtzeit in ihre Wohnung, und begrub sie da neben dem Herde, indem sie sagte: „Dir, lieber Herd, gebe ich diese Ueberbleibsel eines rechtschaffenen Mannes in Verwahrung; gib sie aber für das väterliche Begräbniss zurück, wenn einmal die Athener wieder zur Vernunft kommen werden.“ (73)

Siehe doch einmal zu, du Glücklicher, „ob es nicht etwas ganz anderes sey, edel und gut, als lebendig bleiben, oder lebendig erhalten werden.“ Wer einen wahrhaft männlichen Sinn hat, wünscht nicht etwa so oder so lange zu leben (denn so lebenssüchtig ist er nicht), sondern er überlässt das der Gottheit, und glaubt es selbst den Weibern, dass ohnehin Niemand seinem Schicksale entfliehen werde, und so untersucht er denn blos, „auf

welche Art er die Zeit, die er zu durchleben hat, am besten durchleben könne.“ (74)

Ich habe (sagte der sterbende Cyrus) mehrere Gründe, zu hoffen, dass meine Seele nach dem Tode des jetzt zusammenfallenden Körpers nicht untergehen, noch die ihr eigenthümlichen Vorzüge verlieren werde. Allein, wenn sie auch zugleich mit dem Leibe sterben sollte, so ist auch diess bevorstehende Schicksal nicht im Stande, mich niederzuschlagen und trostlos zu machen. Was kann für einen Menschenfreund süsser und beseligender seyn, als die Vorstellung, mit der Erde wieder vereiniget zu werden, die alles, was gut und schön ist, erzeuget und ernähret, die ihn selbst so lange getragen und erhalten hat! Was tröstender, als der Gedanke, durch die Rückkehr der aufgelösten Theile seines Leibes in den Schooss der mütterlichen Erde auch nach dem Tode noch den Menschen nützlich zu werden, welche zu lieben und glücklich zu machen, im Leben selbst seine wichtigste Beschäftigung war! (75)

Es ist dir nicht unbekannt, dass den Menschen, wie sich der Gedanke an den Tod näher herzudrängt, eine bange Besorgniss an das, was ihm vorher gar nicht in den Sinn kam, überfällt; dass jene allgemein bekannten und bisher von ihm verlachten Mythen von der Unterwelt und den Strafen der Ungerechten dann seine Seele mit der Frage, ob sie auch wohl wahr seyn möchten, erschüttern; dass er entweder aus Schwäche des Alters, oder weil er sie wegen der grössern Nähe genauer unterscheiden kann, besorgter und ängstlicher wird, schon anfängt, mit sich Rechnung zu machen, und um sich herum zu sehen, ob er wohl Jemanden Unrecht gethan habe. Wer nun sein Leben voll von Lastern findet, der schreckt oft, wie die Kinder, aus dem Schlafe auf, zittert und bebt, und quält sich mit banger Furcht. Dem aber, dessen Herz rein von allen solchen Flecken ist, steht immer die süsse Hoffnung, diese, nach dem Pindarischen Ausdrucke, zärtliche Pflegerin des Alters, zur Seite; denn lieblich ist sein Gesang: „Den reines Herzens und heiliger Empfindungen begleitet die süsse herzstärkende Hoff-

nung, diese Pflegerin des Alters, die das veränderliche Herz des Menschen besonders leitet.“ — (76)

Wenn die Elemente, aus welchen wir zusammengesetzt sind, einmal aufgelöst, und das Geistige in uns, die Seele, in ihr eigenthümliches Gebiet zurückgesetzt worden; so ist das, was man den Leib nennt, jene irdische vernunftlose Substanz, nicht der Mensch. Denn, was wir sind, das ist die Seele, das unsterbliche Lebendige, die in eine sterbliche Hülle eingeschlossen ist: die Natur hat sie mit dem Leibe wie umkleidet, dass sie durch ihn unangenehme Empfindungen erfahren sollte. Die Wollust, die er geniesst, ist trüglicher Schein, vorbeyrauschend, und mit mannigfaltigen Schmerzen untermischt; sein Weh wirklich, anhaltend und ohne alle Lust. Noch hat sie ihm Krankheiten und manches, was die äussern Sinnenwerkzeuge quälen muss, anbedungen, wozu sich auch die innern Uebel gesellen. Diesen von allen Seiten her zugänglich, in einem nothwendigen Kampfe mit ih-

nen, schmachtet und dürstet die Seele nach den ihr verwandten Lichträumen des Himmels, und strebet hinauf nach dem Leben und der harmonischen Gemeinschaft unter den Sphären dort oben, so, dass der Uebergang von diesem Leben eine Umwandlung vom Bösen ins Gute wird. (77)

— Lasst uns an dem Glauben fest halten, dass die Seele unsterblich und für die Aufnahme aller Uebel und aller Güter empfänglich sey. Lasst uns daher den Weg zum Himmel hinanstreben, und uns der Gerechtigkeit und Weisheit aus allen Kräften befleissigen, damit wir mit uns selber und den Göttern in Freundschaft leben, damit wir schon hier, als Sieger gekrönt, die Preisbelohnungen der Tugend empfangen, und dereinst auf jener tausendjährigen Wanderung uns glücklich fühlen mögen. (78)

— Es gibt so viele und schöne Gründe für die Unsterblichkeit der Seele. Denn gewiss, ein vergängliches Wesen würde sich nimmer

zu so erhabenen Unternehmungen emporschwingen, würde nimmer die Stärke viel mehr vermögender Thiere verachten, Meere durchsegeln, Städte erbauen und Staaten gründen können; würde nimmer das Auge zum Himmel erheben, und den Umlauf der Gestirne, den Gang der Sonne und des Mondes, ihren Aufgang und Niedergang, ihre Verfinsterungen und schnellen und jährlichen Abweichungen erforschen und bestimmen dürfen; — — nimmer die Veränderungen der Welt für die Nachkommenschaft aufzeichnen und verewigen, wenn nicht eine göttliche Kraft die Seele belebte, wodurch sie Einsicht und Kenntniss von all diesen grossen Ereignissen erlangte. Gewiss also gehest du nicht zum Tode, sondern zur Unsterblichkeit über; gewiss wirst du der Genüsse des Guten nicht beraubt, vielmehr weit reinerer theilhaftig werden; wirst Freuden einernten, auf welche dein sterblicher Theil nicht mehr einfliesst, nein! die von allen Schmerzen unvermischt sind; denn, erledigt aus jenem Gefängnisse, wirst du dahin gelangen, wo alles Leid, und aller Schmerz, und alles Alter aufhört.

Empfangen wird dich ein Leben voll Ruhe, das, nimmer schwanger mit Uebeln, in ewig ungetrübter Stille dich umfliesst, wo du die Natur erforschen, und unbekümmert um den Beyfall der Schaubühne des Volks, dein Nachdenken allein der ewig heiligen Wahrheit widmen kannst. (79) Aeschin. Socr.

Lasst uns die Todten mit Erde bedecken, und jeder Theil kehre dahin zurück, wo er herkam: der Geist in die höhern Regionen, der Körper zur Erde. Wir besitzen diesen nicht eigenthümlich, sondern nur so lange, als wir ihn bewohnen; wir haben ihn seiner Mutter zurückgegeben. (80) Aeschines.

Lasst uns unsere Freunde mässig betrauren; denn sie sind nicht gestorben, sondern jenen Weg voran gegangen, den Alle nothwendig betreten müssen. Wir werden uns wieder treffen, und gemeinschaftlich ein anderes Leben fortführen können. (81) Antisthenes.

O Jupiter! warum hast du die kurze Zeit, die du uns zu leben gabst, nicht von Kummer befreyt? ([82])

— Jamm're mehr nicht, als dir ziemt;
Denn unser aller Erbtheil ist der Tod! ([83])

Der Menschen Viele machen sich das Uebel Noch grösser, als es ist. Dem starb ein Sohn; Dem eine Mutter; dem, beym Jupiter! Gar ein Verwandter. Nähm' er's, wie es ist, So starb ein Mensch. Das ist an sich das Uebel.
Nun aber ruft er aus: „Das Leben ist für mich
Kein Leben mehr! Er ist dahin! Ich werd' ihn Nie wieder sehn!“ Er sieht den Unglücksfall Allein in sich, und häuft auf Uebel Uebel. Wer alles mit Vernunft betrachtet, wie Es an sich selbst, und nicht für ihn nur sey, Empfängt das Glück, und hält das Unglück fern. ([84])

Das Letzte, was aller Menschen wartet, ist der Tod, dem keiner entgehen kann. (85)

Aeschylos hat ganz Recht, wenn er diejenigen, welche den Tod für ein Unglück halten, mit diesen Worten bestraft:

„Mit Unrecht, ist der Tod den Sterblichen
verhasst,
Er, der aus vielem Jammer uns erretten
kann.“

Diesem ahmt ein anderer Dichter nach, wenn er sagt:

„Komm, Tod, du Arzt, der sich're Hülfe
bringt!
Mein einz'ger Hafen bist du auf der Welt.“

Gross ist es, wenn man unerschrocken und mit Ueberzeugung sagen kann:

„Wer ist ein Sklav? — Der niemals an den Tod gedenkt.“

Und was ist denn auch eben so Unangenehmes und Klägliches beym Sterben? Da der Tod vielleicht nur allzu sehr mit uns be-

kannt und vereiniget ist, so sehe ich nicht ein, warum er für so gar schmerzhaft gehalten wird. Warum wundert man sich, wenn das Trennbare zertrennt, das Schmelzbare zerschmolzen, das Brennbare verbrannt, das Vergängliche vernichtet wird? Ist wohl der Tod zu irgend einer Zeit nicht in uns?

„Lebend und todt," sagt Heraklitos, „wachend und schlafend, jung und alt, ist immer ein und dasselbe; denn dieses wird nur in jenes, und jenes wieder in dieses verwandelt." —

Die erste Ursache, die uns das Licht der Sonne zeigt, eben diese führt auch das finstere Schattenreich herbey. Ein Bild davon ist gewisser Massen die uns umgebende Luft, da sie wechselsweise Tag und Nacht macht, Leben und Tod, Schlaf und Wachen uns zuführt. Deswegen sagt man auch, das Leben sey eine wieder zu bezahlende Schuld, die unsere Vorväter vom Verhängnisse erborgt hätten; diese müssten wir, so bald der Gläubiger sie fordert, gelassen und ohne Seufzen bezahlen, wenn wir nicht für undankbare und betrügerische Schuldner wollten gehalten seyn. (86)

Jegliches, was aus Erde zuvor war, kehret
in Erde
Wieder zurück; was aber aus Aether-Räumen
gesandt war,
Solches steigt hoch wieder empor im Bezirke
des Himmels.
Und nicht raffet die Dinge der Tod so, dass
er des Wesens
Stoffe vertilgt; nein, blos die Versammelung
trennet er jenen. *) (87)

Nicht die Dinge selbst, sondern die Urtheile von den Dingen, beunruhigen die Menschen. So ist der Tod an sich nichts Schreckliches, sonst hätte ihn auch Socrates dafür gehalten; sondern das Urtheil vom Tode, dass er etwas Schreckliches sey, dieses ist das Schreckliche selbst. (88)

Wer sich das sanfteste Bild vom Tode macht, vergleicht ihn mit dem Schlafe. — Der Schlaf ist das Bild des Todes; du hül-

*) Vergl. die S. 4 ff. angeführten Aussprüche des Ebräisch. Verf. von *Koheleth's* Lehren, und des *Homeros*, *Euripides* und *Phocylides*, S. 27 u. 28.

lest dich täglich in dieses, und bist noch ungewiss, ob im Tode eine Empfindung sey, ob du gleich an seinem Gegenbilde keine gewahr wirst. — (69)

O du, wer du auch bist, geh' in die Geschichte zurücke,
Und dann sprich zu dir selbst! Der unvergleichliche Ancus,
(Ungleich besser als du durch tausendfache Verdienste,
Undankbarer Mensch) der unvergleichliche Ancus
That die Augen zu. Viel andre mächtige Fürsten,
Grosser Staaten Regenten, wo sind sie? — Sie starben.
Der sich den Weg sogar einst durch den Ocean bahnte,
Und Legionen befahl, durch Meereswogen zu ziehen,
Ueber die salzige Fluth, des furchtbaren Brausens nicht achtend,

Fussvolk schreiten lehrte — auch diesem bra-
chen die Augen,
Und sein Geist entfloh aus morscher sterbli-
cher Hülle!

Jener Scipiade, das Schrecken des stol-
zen Carthago,
Gleich dem Blitz in der Schlacht — auch
seine Gebeine bedecket
Staub des Grabes, als wär' er ein feiler Sclave
gewesen.
Setz' hinzu die Erfinder der Wissenschaften
und Künste,
Denk' an der Musen Gefolg', und ihren Füh-
rer Homeros:
Ach, gleich Andern geniesst auch er der Ruhe
des Grabes!

Als dem Democrit im hohen Alter des
Geistes
Schwäche fühlbar ward, da strekt' er dem
kommenden Tode
Gern sein Haupt entgegen. Der erste denken-
der Köpfe,
Selbst mein Epicur, der, wie die Sonne beym
Aufgang

Alle Gestirne des Himmels, so alle Köpf' überstrahlte.
Schloss die Augen zu, und schlummert neben den Andern.

Und nun sträubest du, du, dich zu sterben, der selbst schon
Todt bey sehenden Augen, und bey lebendigem Leib ist? — —
— Einmal ist uns gewiss des Lebens Grenze bezeichnet;
Niemand wird ihm entgehn, dem treffenden Schlage des Todes. (90)

— Welches Interesse hat nicht die Geschichte des Theramenes für mich! mit welcher erhabenen Seele erscheint er darin! Zwar beym Lesen derselben kann ich meine Thränen nicht zurück halten; und doch stirbt der ruhmvolle Mann gar nicht auf eine klägliche Art. Auf Befehl der dreyssig Tyrannen ins Gefängniss geworfen, schlürft er das Gift, wie wenn er Durst darnach hätte, und schüttet das Uebrige aus dem Becher auf den Boden, dass es tönt. Er lächelt dabey; „ich bringe dieses," sagt

er, „dem schönen Kritias zu.“ Es ist nämlich Sitte der Griechen bey Gastmalen, denjenigen zu nennen, dem man den Becher bringen will; und Kritias war der heftigste Feind des Theramenes. —

Der vortreffliche Mann scherzte also noch im letzten Augenblicke seines Lebens, zu einer Zeit, wo er den Tod schon in sich geschlungen hatte, und prophezeite richtig dem, welchem er das Gift zugetrunken, den Tod, welchen dieser kurz darauf starb. Diesen Gleichmuth der entschlossensten Seele mitten im Tode, wie könnte derjenige ihn loben, welcher den Tod für ein Uebel hielte? — — Wenige Jahre hernach kommt Socrates, durch das nämliche Verbrechen von Richtern, wie Theramenes durch das von Tyrannen, in das nämliche Gefängniss, und trinkt den nämlichen Becher. Höre nur die Rede, welche ihn Platon, als er schon zum Tode verurtheilt war, vor seinen Richtern halten lässt.

„Ich habe grosse Hoffnung, ihr Richter,“ sagte er, „dass es mir gut gehe, da ich dem Tode übergeben werde. Denn eines von bey-

den muss nothwendig seyn: entweder nimmt der Tod überhaupt alle Empfindung, oder man geht durch den Tod aus dieser Welt an einen andern Ort. Wird nun alle Empfindung zernichtet, und ist der Tod dem Schlafe ähnlich, der zuweilen, auch ohne Träume, die sanfteste Ruhe gewährt: gute Götter! welcher Gewinn ist es dann, zu sterben! oder wie viele Tage im Leben könnte man finden, die man einer solchen Nacht vorziehen möchte! und wer ist seliger als ich, wenn die ununterbrochene Dauer aller folgenden Zeiten dieser Nacht ähnlich ist! Ist aber die andere Meinung wahr, und ist der Tod nur ein Auswandern nach denjenigen Gegenden, welche die abgeschiedenen Seelen bewohnen: nun so ist es noch viel seliger für mich, denen, welche hier für Richter angesehen seyn wollen, entgangen zu seyn, und zu jenen zu kommen, welche mit Recht den Namen der Richter verdienen, zu einem Minos, Rhadamanthus, Aeakus, Triptolemus; und die anzutreffen, welche gerecht und gewissenhaft gelebt haben. Eine solche Reise — kann sie euch unbedeutend scheinen? oder könnet ihr es ge-

ring achten, mit Orpheus, Musaeus, Homéros, Hesiodus umgehen zu dürfen? Ich wenigstens wollte gern, wenn es möglich wäre, eines vielfachen Todes sterben, um die Freuden zu finden, von welchen ich so eben sprach. Aber welches reizende Vergnügen wäre erst das für mich, wenn ich einem Palamedes, einem Ajax oder Andern, die unter dem Urtheile ungerechter Menschen gelitten haben, begegnete! Auch würd' ich die Kenntnisse und Erfahrungen eines Sisyphus, eines Ulysses, und des königlichen Anführers, welcher das grösste Heer vor Troja gebracht hat, ausforschen, und wegen Fortsetzung dieser, hier schon gehabten, Gewohnheit gewiss nicht zum Tode verurtheilt werden. Aber auch ihr, ihr Richter, die ihr mich freysprachet, fürchtet den Tod nicht. Denn einem rechtschaffenen Manne kann nie etwas Böses begegnen, weder im Leben, noch im Tode; und nie werden seine Angelegenheiten der waltenden Aufsicht der unsterblichen Götter entgehen. Ist doch meine eigene gegenwärtige Lage kein Werk des Zufalls. Uebrigens hab' ich keinen Grund, weder über meine Ankläger, noch über

meine Verurtheiler ungehalten zu seyn, es müsste denn seyn, dass sie mir zu schaden geglaubt haben.“

So ungefähr sprach Socrates. Aber nichts ist schöner, als der Schluss seiner Rede: „Es ist Zeit,“ sagt er, „zu gehen, für euch, um thätig für dieses Leben zu seyn. Welches das Bessere ist, wissen die unsterblichen Götter; ein Mensch dürfte schwerlich es wissen.“

Bey Gott! eine solche Gesinnung wünschte ich mir unendliche Mal mehr, als die Glücksumstände derer, welche über einen Socrates gerichtet haben. — Uebrigens, welches besser sey, weiss er selbst wohl, wenn er gleich sagt, ausser den Göttern wisse es niemand. Er hatte sich auch vorher deutlich darüber erklärt; allein er bleibt seinem Grundsatze, nichts zu behaupten, bis ans Ende getreu. Wir hingegen wollen nun uns das zum Grundsatze machen, nichts für ein Uebel zu halten, was die Natur als Loos für Alle bestimmt hat, und einsehen lernen, dass, wenn der Tod ein Uebel ist, das Uebel endlos sey. Denn der Tod ist das Ende eines unglücklichen Lebens; ist

er nun selbst auch ein Unglück, so ist des Unglücks kein Ende.

Aber warum nur Beyspiele von einem Socrates oder Theramenes, Männern von ganz vorzüglicher Tugend und Weisheit? Hat doch ein gemeiner Lacedämonier den Tod eben so muthvoll verächtet. Er war von den Ephoren zu demselben verurtheilt; auf dem Wege zum Richtplatze hatte er eine heitere und frohe Miene. „Du verachtest," sagte ein Feind zu ihm, „die Gesetze Lykurg's?" „So gar nicht," war seine Antwort, „dass ich ihm vielmehr den grössten Dank weiss, weil er eine Strafe mir auflegte, die ich, ohne Schulden machen zu müssen, entrichten kann." Wahrhaftig ein Mann, Sparta's würdig! mit einer so grossen Seele, dass ich ihn für unschuldig verurtheilt halten möchte! Solcher Männer hatte unser Staat unzählige. Ich will nicht Feldherren und Staatsmänner hier nennen. Ganze Legionen, schreibt Cato, gingen oft mit frohem Muthe an den Ort, von dem sie glaubten, dass sie nicht mehr zurückkommen würden. Mit gleichem Muthe starben

die Lacedämonier bey Thermopylä, auf welche Simonides die bekannte Grabschrift verfertigte:

„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl.“ (91)

---

(91) Kleomenes (König von Sparta und Wiederhersteller der Lykurgischen Zucht), nachdem er von neuem alle seine Kräfte aufgeboten und durch wiederholte grosse Thaten Griechenland mehr als je zuvor in Erstaunen gesetzt hatte, musste, nach einem unglücklichen Treffen, bey Sellasia, (gegen den Macedonischen Antigonus) sich selbst zur Flucht entschliessen. Er schiffte sich zu Gythium mit einigen Freunden ein, und war schon nahe bey Cyrene, als einer seiner Begleiter, Therykion, ein Mann, der in seinen Thaten immer grossen Muth gezeigt, in seinen Wörten aber etwas Hochfahrendes und Ruhmrediges hatte, ihn bey Seite zog, und zu ihm sagte:

„Den schönsten Tod, ò König, haben wir auf dem Schlachtfelde, wo er sich uns anbot, entwischen lassen, obgleich zuvor uns Alle sagen hörten, dass dem Antigonus der Sieg nicht anders als mit dem Tode des Königs von Sparta zu Theil werden sollte. Jetzt bleibt ein anderer Tod uns übrig, der an Ruhm und Tapferkeit dem ersten wenig nachgibt. Wohin schiffen wir so, ohne vernünftigen Grund? Warum fliehen wir vor dem, was uns nahe liegt, um es in weiter Ferne aufzusuchen? Denn wenn es Herakliden keine Schande bringt, den Nachkömmlingen des Philipp und Alexander sich zu unterwerfen, so dürfen wir der Schiffahrt nur entsagen, und uns dem Antigonus ergeben. — — Ist es aber unser unwürdig, sogar denen zu gehorchen, die mit ihren Waffen uns besiegt haben; warum machen wir denn einen Mann zu unserm Herrn, der diesen Vortheil nicht einmal über uns erhalten hat? Etwa, damit wir uns statt Eines Siegers zwey geben; den Antigonus, vor dem wir fliehen, und den Ptolemaeus, dessen Gunst wir erschmeicheln müssen? Oder gehen wir um der Königinn, dei-

ner Mutter willen, nach Aegypten? *) Wahrlich, dieser bereitest du ein schönes und erfreuliches Schauspiel, indem du ihr Gelegenheit verschaffst, den Weibern des Ptolemaeus ihren Sohn zu zeigen, wie er aus einem König ein Flüchtling und Gefangener geworden ist! Lass uns vielmehr, da wir unseres Schwertes noch mächtig sind, und Sparta noch vor unsern Augen liegt, diesem unglücklichen Leben ein Ende machen, und uns dadurch bey denen rechtfertigen, die bey Sellasia für ihr Vaterland gestorben sind! Oder dünket es dir rühmlicher, in Aegypten die Nachricht abzuwarten, was für einen Satrapen Antigonus über Sparta bestellet hat?“

Auf diese Vorstellungan des Therykion antwortete Kleomenes: „Feigherziger! indem du zu sterben suchst, welches unter allen menschlichen Dingen das leichteste und immer in eines Jeden Gewalt ist, willst du dir den Schein der Tapferkeit geben, und ergreifst

*) *Kleomenes* hatte früher den Aegyptischen König *Ptolemaeus* um Beystand angerufen, worauf dieser von ihm verlangte, dass er seine Mutter und Kinder als Geisseln schicken sollte. Das edle Weib hatte sich auch sogleich deswegen nach Aegypten begeben.

dadurch eine schändlichere Flucht, als diejenige, die du rügest. Mehr als ein Mal haben, durch das Glück oder durch die Menge besiegt, Männer, die weit besser waren, als wir, vor ihren Feinden fliehen müssen; wer aber vor Mühseligkeiten und Beschwerden flieht, oder von dem Lob und Tadel anderer Menschen sich bemeistern lässt, ist ein Sclave seiner eigenen Schwäche. „„Der selbst gewählte Tod muss eine Handlung, nicht eine Flucht vor Handlungen seyn, und es ist nichts schändlicher, als für sich allein zu leben oder zu sterben.““ Zu einer solchen Schande aber führt dein Rath, unsern gegenwärtigen Uebeln durch einen Tod zu entfliehen, der weder Ehrenvolles noch Nützliches stiftet. Mein Rath hingegen ist, dass wir beyde, sowohl du als ich, die Hoffnung, unserm Vaterlande nützlich zu seyn, noch nicht aufgeben. Verlässt uns diese Hoffnung ganz, so wird es uns ein Leichtes seyn, unserm Leben, wenn wir Lust haben, ein Ende zu machen.“

Therykion erwiederte dem Kleomenes nichts auf diese Rede. Sobald er aber Gelegenheit fand, sich von ihm zu entfernen,

suchte er einen einsamen Ort am Ufer auf, wo er sich entleibte.

Kleomenes landete in Lybien, und kam, unter einer königlichen Begleitung, zu Alexandrien an. — — —

Ptolemaeus starb, ehe er sein Versprechen hatte erfüllen können. Unter seinem elenden Nachfolger kam es zuletzt dahin, dass Kleomenes mit seinen Freunden in der ihnen eingeräumten Wohnung eingeschlossen wurde, und man sie, als Gefangene, auf das strengste bewachte.

Mit vieler Mühe und List entkamen sie an einem Tage. Sie hofften, einen Aufruhr zu erregen, und sich der Citadelle zu bemächtigen. Der Anschlag misslang. Hierauf ermahnte Kleomenes seine Freunde zu einem freywilligen Tode. Hippotas, gebrechlich und äusserst ermüdet, empfing, auf sein Bitten, den Tod von einem der Jüngsten der Gesellschaft; alle die andern starben edler durch ihre eigene Hand. Der einzige Pantheus blieb noch übrig, welcher die Mauern von Megalopolis bey der Einnahme dieser Stadt

zuerst erstiegen hatte; ein schöner junger Mann, von der Natur mit allen Anlagen zu den trefflichsten Eigenschaften, wodurch in früheren Zeiten seine Landsleute sich hervorgethan, gebildet, und aus diesem Grunde ein Liebling des Kleomenes. Er hatte von diesem den Befehl erhalten, nicht eher Hand an sich zu legen, als bis er ihn und alle übrigen des Lebens völlig beraubt sähe. Pantheus nahm daher der Reihe nach mit einem jeden der Entleibten die Untersuchung vor, berührte sie mit der Spitze seines Degens, und gab sorgfältig Acht, ob sich irgendwo in ihnen noch eine Spur des Lebens zeigte. Da er in den Gesichtszügen des Kleomenes, als er diesen in die Ferse stach, noch eine Zuckung bemerkte, so küsste er ihn, liess sich neben ihm nieder, und wartete sein völliges Hinscheiden ab; darauf raubte er auch sich das Leben, nachdem er den Leichnam des Königs noch ein Mal umarmt hatte.

So starb Kleomenes, ein grosser und edler Mann. —

Das Gerücht von seinem Tode verbreitete sich schnell durch die ganze Stadt, und drang

zu seiner Mutter Katasiklea. Der Muth dieser standhaften Frau wurde diess Mal von der Grösse ihres Unglücks überwältigt; sie schloss die Söhne des Kleomenes in ihre Arme, und fing laut über sie zu weinen an. Der älteste, nachdem er sich aus ihren Armen losgerissen, und heimlich das Dach erstiegen hatte, stürzte sich von dort auf den Kopf herab. Doch starb er, ob gleich hart beschädigt, nicht von diesem Falle: man hob ihn auf, und trug ihn weg, ungeachtet seines Geschreyes und der Aeusserungen seines Unwillens gegen diejenigen, welche ihm das Leben zu fristen suchten.

Auf die Nachricht von dem Vorgegangenen liess der König den Leichnam des Kleomenes öffentlich aufhängen; zugleich ertheilte er Befehl, die Kinder desselben nebst seiner Mutter und allen Weibern ihres Gefolges hinzurichten. Unter den letztern war des Pantheus Gemahlin; eine Frau von der schönsten und edelsten Bildung. Sie und ihr Gemahl waren Neuvermählte, und brannten noch vom ersten Feuer der Liebe, als ihr unglückliches Schicksal sie traf. — —

Als Katasiklea von den Soldaten zur Richtstätte geführet wurde, reichte ihr die Gemahlin des Pantheus unterweges die Hand, trug die Schleppe ihres Kleides, und sprach ihr Muth ein, obgleich Katasiklea selbst den Tod nicht fürchtete, und nichts als um die Gnade bat, dass man ihr vor ihren Enkeln das Leben nehmen möchte. Ihrer Bitte ungeachtet, richtete man diese zuerst und vor ihren Augen hin. Aber Katasiklea blieb standhaft bey dem schrecklichen Anblick, und unter so grossen Leiden liess sie nur die Worte hören: „Meine Kinder, ach! wo seyd ihr hingekommen!“

Des Pantheus Gemahlin, welche gross und stark war, schürzte, ohne ein Wort zu reden, ruhig ihr Kleid auf, legte die Getödteten zurecht, bedeckte und verhüllte sie, so gut es nach den Umständen möglich war. Endlich bereitete sie sich selbst zu ihrer Hinrichtung, zog ihr aufgeschürztes Kleid herab, und erlaubte Niemanden, sie zu sehen oder zu berühren, als allein dem zur Vollziehung des Urtheils bestellten Henker. Sie starb mit

Heldenmuthe; und nach ihrem Tode hatte Niemand nöthig, ihren Körper zu bedecken, so gross war ihre Sorgfalt gewesen, den Anstand der Seele und des Körpers, wodurch sie in ihrem Leben sich ausgezeichnet hatte, auch noch in den letzten Augenblicken zu bewahren.

Auf solche Weise zeigte Sparta, in einer Trauerscene, worin die Weiber mit den Männern um den Preis der Standhaftigkeit und des Muthes wetteiferten, „dass die Tugend von dem Glück nicht überwältigt werden kann.“ (92)

Es ist etwas sehr Interessantes, zu sehen, wie sich der Charakter eines grossen Mannes in den letzten Stunden seines Lebens zu erkennen gibt — ob er seine Spannung verlor, und in sich selbst zusammensank, oder ob sich seine Seele bis ans Ende in immer gleicher Stärke und Erhabenheit erhielt. — (93)

Ich muss sterben; — aber muss ich auch deswegen unter Seufzern sterben? — —

Man kündigte dem Agrippinus an, es werde über ihn im Senat das Urtheil gefällt. — „Auf gut Glück!“ — Aber die fünfte Stunde war da; (um diese pflegte er den Leib zu üben und dann das kalte Bad zu gebrauchen.) — „Lass uns also hingehen, und uns Bewegung machen!“ — Als er eben mit der Leibesübung beschäftigt ist, kommt einer zu ihm und sagt: du bist verurtheilt. — „Zur Verbannung,“ fragt er, „oder zum Todte?“ — Zur Verbannung. — „So wollen wir nach Aricia gehen und da zu Mittag essen.“

Diess heisst im Voraus erwogen haben, was man in Erwägung ziehen muss: die Neigung und Abneigung über jedes Hinderniss und über jeden Fall erhaben gemacht zu haben. — Sterben muss ich; wenn jetzt, so sterbe ich; wenn bald nachher, so speise ich jetzt noch zu Mittag, wenn die Stunde anders da ist, und dann sterbe ich. Wie? So wie es sich für den geziemt, der etwas zurückgibt, was nicht ihm gehört. — —

Diess erkannte auch Priscus Helvidius, erkannte es und handelte darnach. Denn als

Vespasian ihm sagte, er solle nicht in den Senat gehen, so gab er ihm zur Antwort: „Es steht in deiner Gewalt, mich nicht länger Mitglied des Senats seyn zu lassen; so lange ich es aber bin, so ist es meine Pflicht, in den Senat zu gehen.“ Wohlan denn, gehe hinein, sagte er, aber schweige stille. — „Frage mich nicht um meine Meinung, und ich werde stille schweigen.“ — Aber ich muss dich um deine Meinung fragen. — „Und ich muss antworten, was mir recht scheint.“ — Aber wenn du das sagst, so werde ich dich hinrichten lassen. — „Wenn habe ich dir denn gesagt, dass ich unsterblich bin? Du wirst deinen Vorsatz ausführen, ich den meinigen, dein Vorsatz ist es, zu tödten; der meinige, furchtlos zu sterben; deiner, mich zu verbannen, der meinige, ohne Betrübniss von hier zu gehen.“ (94)

Es ist nichts Vortrefflicheres, als jene Mysterien (zu Eleusis), die unserm Leben die Rohheit benahmen, und es zur Humanität bildeten — und so wie sie Einweihungen heissen, sind

wir in der That durch sie zur Erkenntniss, der wahren Lebensweise eingeführt worden. „Nicht nur gewähren sie uns, froh zu leben, sondern auch mit besserer Hoffnung zu sterben.“ *) (95)

Wie? wenn die Mutter Natur die Stimme selber erhübe,
Also sprechend zu Einem von uns mit schel-tenden Worten:
„Warum, du unzufriedener Sterbliche, brichst du beständig
Ueber den Tod in Klagen aus, und seufzest und weinest?
War es dir angenehm, dein vorgeführetes Leben;
Sind nicht, wie in ein Sieb gegossen, die Freuden dir alle
Unempfunden entronnen; genossest du jegli-che frühlich:
Warum trittst du denn nicht, wie ein leben-gesättigter Gast, ab,

*) Vergl. *Isocrates* im Panegyr. 6. wo es heisst: „die Mysterien gewähren denjenigen, die ihrer theilhaftig werden, nicht nur über den Ausgang des Lebens, sondern für ewige Zeiten die süssesten Hoffnungen.“

Und ergibst dich, o Thor, mit Gleichmuth der seligen Ruhe?
Hast du aber das Theil, das dir beschieden, verschwendet;
Ist dir das Leben verhasst: warum begehrst du noch Güter,
Deren Gebrauch du nicht kennst, und die du nur wieder vergeudest —? —“

— — — — — —

Sagt, was, was könnten darauf wir erwiedern: als: „O Natur, du
Redest die Wahrheit! Gerecht ist, was du eifernd uns vorwirfst!“
Aber, bleibet der Mensch gleichwohl beständig untröstlich,
Wird sie nicht also voll Zorns da schelten in grellerem Tone?
(Ist der Kläger zumal von greisenden Jahren gedrücket):
„Ungenügsamer, weg mit den Thränen! Ersticke die Klagen!
Nach dem vollen Genusse des Lebens, lechz'st du noch gierig?
Ja, nach Fremdem gelüstend, verschmähend, was du besassest,

Ist missfällig das Leben und ungebraucht dir
entflohen,
Und nun stehet der Tod dir wider Vermuthen
am Haupte,
Dass du der Fülle der Freuden nicht satt kannst
scheiden von dannen:
Aber hinweg! Lass fahren, was deinem Alter
nicht zusteht!
Mache nun Anderen Platz! Hinweg! So heischt
es mein Wille!“
Traun! ich meine, mit Fuge verführe die
Göttliche also;
Denn, von dem Neuen verdrängt, entweichet
ja immer das Alte,
Und ein Ding muss sofort ersetzt durch das
andere werden. —
Sieh', es bedarf ja des Stoffs zur Bildung künf-
tiger Alter,
Welche uns ebenfalls folgen nach endlich vol-
lendetem Leben.
Gleich uns, fiel sie, die Vorwelt, und wird die
Afterwelt fallen;

Immer entspringt so, die Ewigkeit durch, ein Ding aus dem andern.

„Keiner erhält das Leben zum Eigenthum; Alle zum Niessbrauch.“ (96)

Scheint dir der Tod ein Uebel zu seyn, so halte zugleich den Satz in Bereitschaft, es sey Pflicht, das Uebel zu meiden, und der Tod sey unvermeidlich. Denn was soll ich thun? Wie kann ich ihm entfliehen? — Zeigt mir die Gegend, zeigt mir die Menschen, zu denen ich hingehen soll, zu denen sich jener nicht nahet; zeigt mir ein Zaubermittel dagegen! Wenn ich es nicht kann; was willst du, das ich thun soll? Ich kann dem Tode nicht entfliehn; — kann ich denn auch nicht der Furcht vor demselben entfliehen? sondern ich sollte mit Trauern und Beben sterben? — —

Der rechtschaffene und edle Mann ist dessen stets eingedenk, wer er ist, woher er gekommen, durch wen er entstanden, und ganz allein damit beschäftigt, wie er seinen Platz ausfüllen könne, in der gehörigen Ordnung

und dem höchsten Gehorsam. Willst du noch länger mein Daseyn? „Ich bleibe, als ein freyer, edelmüthiger Mann, wie du es willst;“ denn du hast mich in meinen Angelegenheiten unabhängig von Hindernissen gemacht. Aber du bedarfst nun meiner nicht länger? „Gut; bis jetzt bin ich dir und keinem Andern zu Gefallen geblieben, und nun gehe ich aus Gehorsam gegen dich davon.“ Wie gehest du von hier? Abermals, wie du es willst, „als ein freyer Mann, als dein Diener, als einer, der deine Gebote und Verbote einsieht.“ —

Nicht der Tod, sondern die Furcht vor dem Tode ist die Hauptquelle aller Uebel für den Menschen, die Quelle einer unedlen, feigen Denkungsart. Gegen diese Furcht also sey deine Uebung gerichtet; darauf müssen alle deine Untersuchungen abzielen, und du wirst erfahren, „dass die Menschen nur auf diese Weise in Freyheit gesetzt werden.“ — (97) Epictet.

Ach! allzu bald, mein Posthumus, allzu bald
Entfliehn die Jahre. Frömmigkeit hält umsonst
Das Alter, das die Schläfe furchet,
Hält den unbändigen Tod umsonst auf.

Und brächtest du zur Sühnung gleich jeden Tag
Dreyhundert Opferstiere dem Höllengott,
Der, durch kein Flehn gerührt, den drey-
fach
Mächtigen Geryon und die Stärke
Des ungeheuren Tytios durch den Strom
Im Zaum hält, den wir, die wir der Erde
Frucht
Geniessen, Fürstenkinder oder
Dürftige Pflüger, befahren müssen.

Vergebens, Freund, entgehn wir der Wuth des
Mars,
Dem Sturz der Wellenberge des Adria;
Vergebens sichern wir im Herbstmond
Uns vor den schädlichen Mittagswinden:

Wir müssen doch den schwarzen Cocytus sehn
In krummen Ufern schleichen, des Danaus
Verruchte Brut, den Aeoliden
Sisyphus, ewig verdammt zur Arbeit.

Verlassen musst du Hufen und Haus, und ach!
Dein süsses Weib; der Bäume, von dir gepflegt,
Wird keiner seinem kurzen Eigner
Als die verhasste Cypresse folgen.

Ein klüg'rer Erbe leert den Fundaner aus,
Den hundert Schlösser hüten, und tüncht mit Most,
Den edler nicht der Oberpriester
Tafel gewähret, den Marmorästrich. (98)

— — Es ist kein Glück ausdauernd auf Erden;
Früh senkt, oder auch spät, Jeden sein Schicksal ins Grab. (99)

Selig, wem es gelang, der Ding' Ursprung zu ergründen,
Und wer jegliche Furcht und das unerfleh-bare Schicksal
Niedertrat, das Getöse des gierigen Acheron höhnend! (100)

Tausendfach ist der Pfad, welcher uns führet zum Tod.
Schone, Vater, es schreckt mich Zitternden weder ein Meineid,

Noch, dass mit frevelndem Wort heilige
Götter ich schalt.
Aber hab' ich erfüllt die Jahre, bestimmt mir
vom Schicksal,
Dann müss' über dem Grab stehen ein Stein
mit der Schrift:
„Wandrer, hier ruhet Tibull, ergriffen vom
bitteren Tode,
Als er Messala getreu folgte zu Land'
und zu Meer."
Weil ich mich aber stets dem zärtlichen
Amor geweihet,
Führet Venus mich selbst hin zu Elysi-
ums Flur.
Hier lebt Tanz und Musik, und aus den me-
lodischen Kehlen
Flatternder Vögelchen tönt ewig ein süs-
ser Gesang.
Kasien trägt die Flur ungezwungen, mit duf-
tenden Rosen
Schmücket die gütige Erd' ihre Gefild'
überall.
Chöre der Jünglinge sieht man, gemischt mit
zärtlichen Mädchen,

Spielen, und lieblichen Zwist stiftet Cupido hier stets.
Hier ist der Liebenden Sitz, die der Tod frühzeitig dahin riss,
Duftende Myrte bekränzt ihnen das lockige Haar. — (101) Tibull.

Wenn um Memnon die Mutter, die Mutter geweint um Achilles,
Und wenn Trauergeschick mächtige Göttinnen rührt;
Lös dein schmucklos Haar, Elegia, Zähren vergiessend.
Weh', der Name gebührt jetzo zu sehr dir mit Recht! —
Er, des heiligen Werks Geweihter, dein Ruhm, ach! Tibullus,
Brennt, ein entseelter Leib, schon auf dem Todtengerüst!
Siehe, den Köcher trägt gewendet der Knabe Cytherens;
Und er zerbrach das Geschoss, löschte der Fackel das Feu'r. — —
Doch, bleibt mehr von uns noch übrig, als Schatten und Name,

O, dann weilet Tibull in der Elysischen
Flur. — —
Ruh' in Frieden, Gebein, diess fleh' ich, in
sicherer Urne;
Und nicht lastend bedeck, Erde, des Lie-
benden Rest. (102)

Wenn nun künftig die Nacht des Todes mein
Auge beschliesset,
Lasse dir sagen, wie dann du die Bestat-
tung befolgst:
Nicht umher soll mein Bild im Feyerzeuge
man tragen,
Nicht von der Tuba schall' eitele Klage
dem Ohr.
Mein Bett stütze sich nicht auf helfenbeinerne
Pfosten,
Und mein Leichnam ruh' nicht auf Atta-
lischem Pomp!
Stell' mir die Reihe nicht hin der Duft aus-
hauchenden Schalen!
Einer Bürgerleich' kleines Begängniss
sey mir.
Drey der Büchelchen sind mir ein prächtiges
Leichengefolge;

Als ein grosses Geschenk reich' ich Persephonen sie.
Du auch folge der Leiche mit wund entblösetem Busen,
Und mein Name sey dir immer erwiederter Ruf!
Drücke den letzten Kuss der kalt erstarrenden Lipp' auf;
Dann mit Narde gefüllt, giesse den Onyx mir aus!
Hat nun die untergelegte Glut mich in Asche verwandelt,
Fass' ein geringes Gefäss meinen noch übrigen Rest;
Und ein Lorbeer werde gesetzt auf niedrigem Hügel;
Unter dem Schatten von ihm ruh' mein verwesend Gebein.
Und es stehen die Verse: „Der hier in schauriger Asche
Lieget, er diente einst Einer in Liebe getreu.“
Weiter wird sich der Ruf von meinem Grabe verbreiten,

Als von des Philiischen Manns blutbespritzetem Grab. *)

Wenn dich, grau nun im Alter, das Schicksal endlich erreichet,
Suche zu mir den Weg, auch zu demselbigen Stein.
Aber hüt' dich indess mein Grab mit Verachtung zu schauen;
Auch die Erde noch hat irgend von Recht ein Gefühl.
Hätte doch früh in der Wiege von meinen Tagen der Parcen
Eine, wie sie auch heisst! schneidend den Faden gelöst!
Denn wozu mir der Athem bey solch verwirrendem Zweifel!
Dreyer Säklen Lauf machte doch Nestorn zu Staub.
Hätt' auf Ilions Wällen, ein Gallisches Schwert ihm die langen
Lebenstage verkürzt, und ihn des Lichtes beraubt:
Hätt' er das Grab nicht müssen von seinem Antilochus sehen,

*) *Achills* Grabmal, vom Blute der *Polyxena*.

Klagend nicht rufen: warum kommst du so spät mir, o Tod!
Doch, du wirst den geschiedenen Freund zuweilen beweinen:
Nach dem Tode gebührt Liebe noch einem Gemahl.
Als ein grausamer Eber dem schönen Adonis, auf Idas
Bergen jagend, des Zahns tödtende Wunde versetzt,
Lag der schneeweisse Leib in blutigen Sümpfen, und Venus
Irrte um ihn, wie man sagt, bang mit zerrissenem Haar.
Cynthia, nur umsonst wirst meine Manen du rufen!
Und was könnte dir auch sagen mein stummes Gebein? (103)

Wenn ein Ort ist für die Geister der Frommen; wenn, wie die Weisen lehren, grosse Seelen nicht mit dem Körper hinsterben: o, so ruhe sanft, und ruf' uns, die Deinigen, von entnervender Sehnsucht und wei-

bischem Wehklagen hinweg zur Betrachtung deiner Tugenden, die wir weder betrauern noch beweinen dürfen. Mögen wir lieber durch Bewunderung, und, wenn unsere Kräfte so weit reichen, durch Nacheiferung, als durch vorübergehende Lobsprüche dich ehren. Diess ist wahre Verehrung; diess um so mehr eines Jeden Pflicht, je enger das Band zwischen dir und ihm. Auch deiner Tochter und deiner Gemahlin will ich's ans Herz legen, dadurch dem Andenken des Vaters, des Gatten zu huldigen, dass sie álle seine Thaten und Reden in stiller Erinnerung erwägen, und ihren Blick mehr auf das Antlitz und die Gestalt seines Geistes als seines Körpers heften: nicht als wäre ich wider Bilder in Marmor oder Erz; „aber so wie die Gestalt des Menschen, so sind auch die Abbildungen der Gestalt hinfällig und sterblich; die Gestalt des Geistes ist ewig; sie kann man nicht in todtem Stoffe durch fremde Kunst, sondern in seinem eigenen Betragen erhalten und nachbilden.“ Alles, was wir an Agricola bewundert, was wir geliebt haben, bleibt, und wird auf ewige Zeiten in den Seelen der Menschen

bleiben, durch den Ruhm seiner Thaten. Viele der Grossen der Vorwelt wird unrühmliche und achtlose Vergessenheit bedecken, wenn Agricola, durch die Geschichte für die Nachwelt erhalten, noch leben wird. (104)

Hütten der Armen und Thürme der Könige
tritt mit gleichem Fusse
Der bleiche Tod. —
Klein ist des Lebens Raum und verbietet uns
Anfang langer Hoffnung.
Bald drückt dich Nacht und fabelhafte Manen,
Und Plutonische Wohnung, die nichtige. — (105)

Die Sterblichen wechseln unter sich ab, und die Lebensfackeln gehen von Hand zu Hand, wie unter den Wettrennern bey den heiligen Gebräuchen. (106)

Ein Herz voll Gleichmuth gegen bedrängte Zeit
Erhalte dir; doch nimmer auch wollst du dich
Der Huld Fortuna's überheben!
Sicher, o Dellius, laurt der Tod dein:

Sey's, dass mit Harm dein sämmtliches Leben du
Vollbrachtest, sey's, dass jeglichen Feyertag,
Auf Rosen einsam hingelagert,
Du des Falerners gesparter'n Kelch hobst!

Wo Silberpappel und wo des Fichtenbaums
Erhabener Wuchs mit traulichem Schatten dich
Einladen, wo mühsam, sich windend,
Wie wenn er flöhe, der Bach herab ächzt:

Hier Salb' und Wein her! hier uns die holdesten
Von deinen allzunichtigen Rosen her,
Weil Glück und Zeit nicht wehrt, noch jenes
Schwarze Gewebe der drey Geschwister!

Weg! weg vom Ankauf musst du der Forsten all',
Von Haus und Gut, das Tiberis falber Strom
Umspült! Des Goldes thürm' unzählbar
Endlich errafft es ein froher Erbe.

Ob reich du seyst, von Inachus altem Stamm,
Ob unter'm Himmel, Penias ärmster Sohn,
Du lagerst: gleichviel! ohn' Erbarmung,
Fodert sein schuldiges Opfer Orkus.

An Einen Ort muss Alles; ach! Aller Loos
Fällt aus der Urn', hier später und früher dort,

Und setzt, zu ewiger Verbannung
Uns in den Nachen des alten Fährmanns. (107) Horat.

Die unsichere Stunde des Grabes forscht ihr vergebens,
Und auf welcher Bahn sich auch nahe der Tod,
Minder schrecklich ist's, das gewisse urplötzliche Ende
Zu erleiden, als stets harren in ängstlicher Pein. (108) Claudius.

— — Leicht geht es hinab zum Avernus;
Nachts ist offen und Tags die Pforte des dunkelen Pluto. (109) Virgil.

Zähle mehr als Arabiens,
Mehr als Indiens Reichthümer — uns unberührt;
Decke hier das Tyrrhener Meer
Mit Bruchsteinen, und dort bau' ins Apulische:
Wirft des grimmigen Schicksals Arm

Das demantne Geschoss nach dem Erhabensten,
So bewahrest auch du das Herz
Nicht vor Angst und das Haupt nicht vor des
Todes Netz. — (110)

Es ist unsinnig, zu fürchten, was du nicht vermeiden kannst. Von dem Tode sind wir Menschen stets nur wenig entfernt; und dann ist ja der Mensch dem Leben nur geliehen, nicht geschenket. (111)

Indess das Leben Andern zwischen Hoffen
Und Wünschen, zwischen Furcht und Zorn
entschlüpft,
Nimm du den Tag, der anbricht, für den
letzten;
So wird dir jede unverhoffte Stunde,
Die noch hinzu kommt, desto werther kom-
men. (112)

Die unmässige Begierde zum Leben sollten wir ablegen, und endlich einsehen lernen,

dass alles darauf ankomme, wie edel wir gelebet, nicht wie lange. (113) Seneca.

— Man stirbt nur alsdann mit dem grössesten Gleichmuth, wenn das zu Ende gehende Leben mit eigenen lobwürdigen Handlungen sich trösten kann. Niemand hat zu kurz gelebt, wer eine vollendete Tugend besass und ausübte. (114) Cicero.

Nach Hinwürgung so vieler ausgezeichneter Männer strebte zuletzt Nero die Tugend selbst auszurotten, durch Ermordung des Thrasea Paetus und Barrea Soranus. — — —

Es ward zu Thrasea, welcher in seinen Gärten weilte, des Consuls Quaestor, bey schon sinkendem Tage, gesandt. Um ihm war eine zahlreiche Gesellschaft erlauchter Männer und Frauen, und er unterhielt sich vorzüglich mit Demetrius, einem Lehrer der Cynischen Schule, mit welchem, so viel man aus des Gesichtes Ernst und dem etwa lauter Gesprochenen abnehmen konnte, er Untersuchungen über der Seele Natur und des Geistes und

Körpers Trennung anstellte; bis Domitius Cäcilianus, sein vertrauter Freund, zu ihm kam, und ihm des Senates Beschluss eröffnete. Deshalb ermahnte Thrasea die weinenden und jammernden Anwesenden, schnell wegzueilen und nicht mit des Verurtheilten Geschick die eigene Gefahr zu vermischen. Arria, welche, nach dem Beyspiele ihrer Mutter Arria, den Gemahl in den Tod zu begleiten strebte, bat er, das Leben zu bewahren, und nicht der gemeinschaftlichen Tochter den einzigen Schutz zu entziehen.

Darauf fortgeschritten zur Vorhalle, fand der Quaestor ihn daselbst, näher der Freude, weil er erfahren, dass Helvidius, sein Schwiegersohn, nur aus Italien verbannt werde.

Nach Empfang des Senatsschlusses führt er Helvidius und Demetrius in sein Wohnzimmer: und nachdem er beyder Arme Adern dargeboten, und nun das Blut dahin floss, da spritzte er davon auf den Boden, und sagte, nachdem der Quaestor herbeigerufen: „Jupiter dem Befreyer! Schaue, junger Mann! doch verhüten die Götter Vorbedeutung; aber geboren bist du zu einer Zeit, in welcher es

frommt, den Geist zu stählen durch der Standhaftigkeit Beyspiele.“ — (115)

Nur dem ist der Tod schwer, der — nur zu sehr mit der ganzen Welt bekannt — sich selbst ein Fremdling stirbt. (116)

Verachte den Tod nicht; empfange ihn aber freundlich, als eine der Veränderungen, die dem Willen der Natur gemäss sind. — — So wie du jetzt der Zeit entgegen siehest, da der Embryo aus dem Schoosse deiner Gattin hervorgehen wird, so siehe ebenfalls der Stunde entgegen, in der deine Seele aus ihrer Hülle hervorgehen wird.

— Der Tod ist nahe. So lange du noch lebst, so lange du noch kannst, sey rechtschaffen. (117)

Alles ist sterblich, was Sterbliche haben: entweder die Dinge
Gehen bey uns, oder wir gehen bey ihnen vorbey. (118)

Die Götter können mir nichts nehmen, was ich ihnen nicht auf den ersten Wink zu geben bereit bin: ich unterwerfe mich ihrem Willen nicht, sondern ich stimme ihm bey. (119)

So führt mich denn, Zevs, und du Pepromene,
Wohin ihr mir zu gehn verordnet habt,
Ich folg' euch willig und mit munterm Schritte,
Denn wollt' ich nicht, müsst' ich gezwungen folgen. (120)

— Unser Grundsatz sey: wenn Umstände sich ereignen, in welchen wir einen Wink der Gottheit wahrzunehmen glauben, dass wir aus diesem Leben hinweggehen sollen; so wollen wir mit Freude und Dank gehorchen, und es ansehen, als würden wir aus einem Gefängnisse entlassen und von Fesseln befreyt, um entweder in eine ewige und uns eigenthümliche Wohnung einzuziehen, oder um ohne Empfindung, aber auch ohne alle Mühseligkeit für die Zukunft zu seyn. Werden wir

aber diesen Wink nicht gewahr, nun so wollen wir jeden Tag, sey er auch immer schauerlich für Andere, als glücklich für uns ansehen, und nichts unter die Uebel zählen, was entweder von den unsterblichen Göttern, oder von der Natur, der Mutter aller Dinge, angeordnet ist. Denn nicht durch blinden Zufall, oder auf ein Ungefähr, sind wir geschaffen; sondern gewiss sorgt ein höheres Wesen für das Menschengeschlecht, und dieses Wesen konnte nie etwas schaffen oder erhalten, was dazu bestimmt wäre, nachdem es alle Mühseligkeiten erschöpft hätte, dann erst noch in ein nie endendes Uebel des Todes zu stürzen. Nein! vielmehr dürfen wir uns überzeugt halten, dass es einen bereiteten Hafen, einen gewissen Zufluchtsort für uns gebe. O, dass ich nur mit vollen Segeln darin einlaufen dürfte! Werden wir auch durch widrige Winde eine Zeit lang von ihm zurückgeworfen, so kommen wir doch nothwendig, nur etwas später, wieder dahin. Kann aber, was für Alle unvermeidlich ist, ein Unglück für Einen einzigen seyn? — ([121]) .

Ist es wohl noch ein Zweifel, dass ein Gott in unsrer Brust wohne, dass unser Geist vom Himmel stamme, und wieder dahin zurückkehre? (122)

Ehre, Gerechtigkeit und Güte. Dieser Weg ist der Weg zum Himmel, und zur Gesellschaft der Guten, welche schon gelebt haben. —

Erhebe dich daher, und halte dafür, dass nicht du sterblich seyst, sondern dieser Leib; denn nicht du bist es, den diese Gestalt anzeigt: sondern der Geist eines Jeden ist sein eigentliches Selbst, und nicht die Figur, welche mit dem Finger gezeigt werden kann. Glaube also an das Göttliche in dir, wenn anders das göttlich ist, was lebt, empfindet, was Besinnungskraft und die Gabe der Vorsicht besitzt, was diesen Körper so lenkt, regiert und bewegt, wie der höchste Gott die Welt. (123)

— — Druiden, Bewohner des einsamen Dunkels

Heiliger Haine, ihr lehret: es wallen die Schatten der Todten

Nicht zu des Erebos Sitz, noch zu des finsteren Pluto
Bleichen Gefilden hinab; der Geist belebe die Glieder
Wiederum in einem anderen Weltkreis. Singt ihr die Wahrheit,
„So ist der Tod nur ein Uebergang von Leben zu Leben . . . “
Selig in diesem Wahn, ihr Völker, die Arktos beleuchtet!
Euch beängstet die Furcht nicht, zu sterben die grösste von allen.
Ihr, ihr stürzet als Helden, dem Tode trotzend, ins Eisen.
Euch heisst's Feigheit und Schmach, des kehrenden Lebens zu schonen. (124)

— Willst du denen glauben, welche die Wahrheit aus einem höhern Gesichtspunkte betrachten; so ist das ganze Leben eine wahre Strafe. — Auf diesem tiefen und unruhigen Meere stehen wir nie auf einer festen Stelle. Zuweilen leiden wir Schiffbruch; stets aber sind wir in Furcht. — „Den auf

dieser stürmischen See Schiffenden bleibt nur Ein Hafen — der Tod.“ — Beneide also den Gestorbenen nicht. Er ruht. — Endlich ist er frey, sicher, ewig. — Von einem niedern Orte hat er sich zu jenem emporgeschwungen, der, wie er auch heisse, die von Fesseln befreyten Seelen im seligen Schoosse aufnimmt. — Auch für uns Alle ist der nämliche Weg bereitet. —

Die kennen wahrlich ihr Elend nicht, die den Tod nicht als die beste Erfindung der Natur loben, ihn, der Allen als Ende, Vielen als Hülfe, Einigen gewünscht erscheint. — Er löst die Fesseln der Gefangenen, und führt sie aus dem Kerker; er ist es, der Alles gleich macht. — Des Todes wegen brauchen wir unsere Geburtsstunde für keine Strafe zu halten. Er hält uns aufrecht gegen die Schläge des Schicksals, und macht, dass wir unser Gemüth seiner mächtig bewahren können. (125)

— Die Stunde meines Todes ist nunmehr gekommen, und ich entrichte, mit der Heiterkeit eines bereitwilligen Schuldners, die For-

derungen der Natur. Die Philosophie hat mich gelehrt, wie ungleich vortrefflicher die Seele ist, als der Körper; und dass die Absonderung des edleren Theiles vielmehr ein Gegenstand der Freude, als der Betrübniss, seyn sollte. Die Religion hat mich gelehrt, dass ein früher Tod oft die Belohnung der Frömmigkeit gewesen ist, und ich nehme den tödtlichen Streich, der mich vor der Gefahr sichert, einem bisher mit Tugend und Standhaftigkeit behaupteten Charakter zu entweihen, als die Gunst der Götter an. — (126)

Nur jener, wahrlich, wird das Leben auf rechter Wage wägen, der jederzeit der menschlichen Gebrechlichkeit wird eingedenk gewesen seyn. (127)

Vergiss es nicht: die grossen Schmerzen heilt der Tod; ihre Zeiten der Ruhe haben die kleinen. Derer zwischen beyden sind wir Herr: sonach ertragen wir, die zu ertragen sind. Ist ihre Last zu schwer, wird uns des

Lebens Rolle lästig: wer wehrt uns, von der Bühne zu treten? (128) Cicero

---

Nicht, wie du wähnst, ist's Tugend, diesem Leben entfliehen! Wohl aber mit grossen Uebeln kämpfen, ohne zu wanken, ohne ihnen den Rücken zu kehren. (129)

Leicht ist's, in Widerwärtigkeiten den Tod verachten! Der zeigt weit grössern Muth, der seines Lebens Elend standhaft trägt. (130) Martial.

Mit einer Art von Sturm und im Drange der Leidenschaft dem Tode entgegen rennen, diess können gar Viele; aber über die Gründe zum Sterben ruhig nachdenken, sie gleichsam auf die Wagschale legen, und nach dem Ausspruche der Vernunft Leben wählen oder Tod — das heisst Grösse des Geistes. (131)

Cato schied so aus diesem Leben, dass er sich freute, eine Ursache zu sterben erhalten zu haben. Aber diese Ursache musste er

abwarten. „Denn der in uns herrschende Gott verbietet uns, ohne seinen Befehl von hier wegzugehen.“ Hat aber dieser Gott selbst einmal eine gegründete Ursache dazu gegeben, wie ehemals dem Socrates, zu unserer Zeit dem Cato, und oft schon mehreren Andern; dann wahrhaftig wird der Weise vergnügt aus dieser Finsterniss zu jenem Lichte hinüber wallen. Nur wird er die Bande seines Gefängnisses nicht eigenmächtig zerreissen: das verbieten ihm die Gesetze; sondern, ist er von seinem Gotte, wie von der Obrigkeit, oder von einer andern rechtmässigen Gewalt, dazu aufgefordert und entlassen, dann erst wird er gehen. Ist doch, nach dem Ausdrucke eben dieses Socrates, das ganze Leben der Weltweisen eine beständige Betrachtung des Todes. (132)

Meines Erachtens gebührt sich's, den Tod gelassen zu erwarten, nicht wie ein flüchtiger Sclave, aus dem Leben davon zu laufen. (133)

Sterben heisst: der Natur ihr Darlehn zurück geben. „Gleich feig ist, wer sterben will, wenn ihm Pflicht zu leben befiehlt, als wer zu sterben zagt, wenn es Zeit ist.“ (134)

Wahrlich, wer seiner Vernunft, oder dem Genius in ihm, wer den Heiligthümern der Tugend den Vorrang lässt, der wird leben, „ohne den Tod weder zu suchen, noch zu fliehen.“ — Sollte er in diesem Augenblicke auswandern müssen, so wird er eben so leicht und gern abscheiden, als wenn er sonst etwas zu thun hätte, was er mit Ehre und Anstand thun könnte. Nur das einzige vermeidet er sein ganzes Leben hindurch, dass nämlich sein Geist nicht die Flucht ergreife, wenn von den eigenthümlichen Kennzeichen eines denkenden und geselligen Wesens die Rede ist. —

Wie klein ist das Theilchen, das von der endlosen unausdenkbaren Zeit, Jedem unter uns abgemessen wird; plötzlich ist es von der Ewigkeit verschlungen! — Wer nur das als ein Gut betrachtet, was zu rechter Zeit kommt, und es übrigens für gleichgültig hält, ob er

eine grössere oder geringere Anzahl von vernunftgemässen Thaten habe ausüben, für einerley, ob er die Welt einen längern oder kürzern Zeitraum hindurch habe beobachten können — dem ist der Tod nicht schaudervoll.

Mensch! in diesem grossen Staate bist du ein Bürger gewesen; was liegt daran, wenn auch nur fünf Jahre hindurch? Gilt ja doch das, was gesetzmässig ist, dem Einen wie dem Andern. Und was ist's denn auch Schreckliches, wenn du — nicht etwa durch einen Tyrannen, nicht durch einen ungerechten Richter, nein — durch eben die Natur, die in diesen Staat dich eingeführt hat, wieder hinausgesendet wirst? Nichts Schrecklicheres, als wenn ein Schauspieler durch den Prätor, der ihn angestellt hatte, von der Bühne wieder entlassen wird. — „Aber ich habe meine Rolle noch nicht fünf, sondern erst drey Aufzüge hindurch, gespielt.“ Genug, du hast sie trefflich gespielt, und im Leben sind ja drey Aufzüge, schon ein vollständiges Schauspiel. Denn den Schluss desselben bestimmt immer nur der, welcher einst Urheber deiner Orga-

nisation war, und es jetzt von ihrer Auflösung ist. Von beyden bist du der Urheber nicht. „Walle denn freundlich von dannen! Auch der ist freundlich, der dich entlässt.“ (135)

Eitel sind die Freuden des Lebens, eitel die Länge der Tage. Menschengeschlechter fallen wie Blätter, neue Geschlechter spriessen wieder wie Keime; aber sie reifen zum nämlichen Ziel. Wie Wogen auf Wogen sich wälzen und gegen die Ufer sich brechen, so stürzen die Söhne der Menschen. Mächtige fallen wie Feige. Wer kann den dunkel rollenden Strom der Jahre einhalten? wer binden die Flügel der Zeit? Das hungrige Grab verschlingt unerbittlich das blühende Mädchen, den zarten Jüngling und den graulockigen Krieger, den Schrecken des Felds. Sie liegen unter einander vermischt. (136)

— — — Euer Mühen,
Ihr Stolzen! ist umsonst, von euerm Nacken
Das Joch der Sterblichkeit zu schütteln. Fama
Mag hin zu fernen Nationen dringen,

Und euern Namen weit und breit verkünden,
Prunkvolle Titel mögen eures Hauses
Erhabne Grösse schmücken: euers Ruhmes,
So gross er seyn mag, lacht der Tod; er hüllet
Ohn' Unterschied das Haupt des Niedrigen
Und des Erhabnen in seinen Schleyer,
Und macht den Königen die Bettler gleich. —
Wo liegen jetzt des redlichen Fabricius
Gebeine? was ist jetzt der strenge Cato?
Was Brutus? Ihre leeren Namen trägt
In wenig Worten die armsel'ge Fama
Der Nachwelt zu. (137)

Die Furcht vor dem Tode herrscht vorzüglich in einem ungebildeten und weichlichen Gemüthe. —

Die Seele ist unser wahres Selbst — und was von uns stirbt, sind nicht wir. Von Seiten seines trefflicheren Theiles ist daher der Mensch mit Recht unsterblich zu nennen. Gesetzt aber auch, der Tod vernichte den ganzen Menschen; so wäre er auch dann nicht zu fürchten, da das Leben mit Mühseligkeiten aller Art belastet ist. —

Jeder bemühe sich nur, stets nach Kräften ein Freund der Tugend und von Kenntnissen zu seyn, und Herr seines Körpers zu bleiben; denn auf diesem Wege wird er bald inne werden, dass seine Seele unsterblich sey, und den Tod sicher nicht fürchten. (138)

Wer den Tod zu sehr fliehet, opfert sicher manchmal das Recht auf. —

Was seiner Natur nach sterblich ist, kannst du durch keine Mittel von dem allgemeinen Gesetze des Todes befreyen: allein, wir können das Unsterbliche unserer Natur (unser eigentliches Selbst, das Gemüth) durch Tugend erhöhen, wenn wir bey den Drohungen des Todes nicht erbeben. Ertragen wir diess Schicksal mit Gleichmuth, dann wird von uns die Naturnothwendigkeit durch Geradheit des Willens verherrlichet. (139)

Den Tod wünschen ist schlimm; doch weit schlimmer ist es, den Tod fürchten. (140)

Schon werden die Reihen der Jahre über meine kalte Hülle hingestreift seyn, und noch wird mit gleicher Lieblichkeit die klare Quelle rieseln, und der schmeichelnde Zephyr noch immer auf bunten Gefieder die seligen Düfte der Blumen in die Lüfte wehen.

O eitler Mensch! mit deinem nichtigen Daseyn, woher dein Hochmuth? Fliegt doch unter jedem deiner Schritte die Asche deiner Vorfahren in die Höhe!

Und du, mein Bruder, erfreue dich nicht, wenn dein Fuss deines Feindes Gruft betritt; wirf lieber einen stillen Blick des Nachdenkens auf die Erde, die auch dich bald empfangen mag in ihren Schoos.

Und du, deren funkelnde Blicke die Herzen entzünden zu süssen Qualen, bald, ach! wird dein anmuthiges Gebäu' in leichte Asche versinken; und, der Vase gleich, die den Kol-lyrus empfängt, dessen Reize du erhöhet, mögen dann deine starren Gebeine sie bergen.

Du Thor, der sich, dem Pfauen gleich, unter den stolzen Falten deines köstlichen Kleides bläht, bedenke, dass Morgen, von all'

der eiteln Umgebung deiner Hoheit entblösst, deine kraftlose Asche ein Spiel der Winde seyn wird.

Die Welt ist ein falscher Freund, ein untreuer Geselle; hüte dich vor ihren trügerischen Liebkosungen, und da du sie nicht bessern kannst, so ahme sie nicht nach.

Siehe, solch ein Loos ist deiner sterblichen Hülle beschieden; die Erde nimmt sie in ihren Busen auf.

Aber dein edelstes Selbst, dein unsterblicher Geist, sorge und denke noch — was wird ihm zu Theil werden?

Wie schön auch deine Handlungen erscheinen, o Saady, lass dir das Lob der Menschen nicht genügen. Nur dann, wenn die Gottheit sie günstig ansieht, mögen sie verdienstlich seyn, und ihre Gnade sey deine einzige Hoffnung.

Ja, Regierer der Welt, geh nicht ins Gericht mit dem letzten deiner Knechte! Wohl ist sein Herz nicht rein von Schuld, aber im Angedenken deiner Milde, mag ihm noch die Hoffnung lächeln! (111)

Meine Thränen, Ryno, sind für den Todten; meine Stimme für die Bewohner des Grabes. — Eng ist nun deine Wohnung, o Morar, finster deine Stätte! mit drey Schritten mess' ich dein Grab! o du! der du ehe so gross warest! Vier Steine mit moosigen Häuptern sind dein einziges Gedächtniss, ein entblätterter Baum, langes Gras, das im Winde wispelt, deutet dem Auge des Jägers das Grab des mächtigen Morars. Keine Mutter hast du, dich zu beweinen, kein Mädchen mit Thränen der Liebe; todt ist, die dich gebahr, gefallen die Tochter von Morglan. — Tief ist der Schlaf der Todten, niedrig ihr Kissen von Staube. — „O wenn wird es Morgen im Grabe? zu bieten dem Schlummerer: Erwache!“ — — —

— — Finster ist dein Bett, o Daura! dumpf ist dein Schlaf im Grabe — Wenn erwachst du mit deinen Gesängen, mit deiner melodischen Stimme? Auf! ihr Winde des Herbstes! auf! stürmt über die finstere Haide! Waldströme, braust! heult, Stürme im Gipfel der Eichen! Wandle durch gebrochene Wolken, o Mond, zeige wechselnd dein bleiches

Gesicht! Erinn're mich der schrecklichen Nacht, da meine Kinder umkamen; da Arindal, der Mächtige, fiel, Daura, die Liebe verging. — — —

— Diess ist das Schicksal der Sterblichen, Malvina! So kurz sind die Träume des Glücks. Aber es gibt Trost jenseit des Grabes! Dort empfangen Tugend und Tapferkeit ihren Lohn. Die enge und dunkle Behausung soll nicht die Seele der Tapfern einschliessen. Hast du nicht die Worte von Allad, dem zitternden Sohne des Felsen, vernommen? Er sprach von einem allmächtigen Wesen, das die Gerechten zu belohnen verhiess! Heil dir, ehrwürdiger Allad! Deine Worte trösten meine Seele; sie laben mein sinkendes Herz.

Malvina, stille deine Thränen! Wir werden alle glücklich in den glänzenden Wohnungen der Wolken. (142)

Den Gerechten wird einst, wenn jeder Schatten schwindet, der Ewige mit seinem Throne beschatten. (143)

Der Mensch ist für die Ewigkeit geschaffen. Das Hinstrecken auf die Todtenbahre ist ein Hinschlummern, dass der Körper ausruhe. — Das zukünftige Leben ist ein Erwachen aus diesem Schlummer. (144)

Was man der Menschheit that durch „edle grosse Gaben, — das bleibt im Tode nur.“ (145)

Sanft sey deine Ruhe, lieblicher Strahl!
Bald bist du untergegangen auf unsern Hügeln.
Die Schritte deines Scheidens waren schön,
Wie der Mond auf blauen zitternden Wogen sinkt.

Aber uns hast du gelassen in Dunkelheit,
Erste der Mädchen in Lutha.
Wir sitzen auf dem Felsen; es kommt kein Laut;
Kein Licht ist dort, als das Feuer des Meteors.
Bald bist du untergegangen, o Malvina,
Tochter des edlen Toscar.

Doch, du gehest auf, wie der Strahl des Ost's,
In Mitte der Geister deiner Freunde auf,
Dort, wo sie sitzen in ihren stürmigen Hallen,
In den Kammern des Donnerlauts. — — (146)

Diese Erde ist gleichsam der Vorhof der zukünftigen Welt; in diesem Vorhofe sollst du dich vorbereiten, um würdig in jene eingehen zu können. (147)

Des Schöpfers Weisheit hat uns einen Lebensquell geschaffen — Segen nach unserm Tode! — Was kümmerst du dich, Erdensohn, dass hier ein Grab auf dich harre? Erwarte die Wohnung der Gottheit, wo du einst ruhig und selig wohnen wirst. — (148)

Tochter von Colla! du liegst!
Es schweigen die blaulichten Ströme Selamas; —
Wenn stehst du wieder auf in deiner Schönheit?

Erste der Töchter von Erin!
Lang ist im Grabe dein Schlaf!
Dein Morgen entfernet!
Zu deinem Lager kömmt die Sonne nimmer,
Und saget: Wach' auf, Darthula! wach auf!
Frühlingslüfte wehen draussen!
Zierlichste der Mädchen!
Auf den grünen Hügeln
Beben Blumenhäupter.
Es wallet im Hayne das spriessende Laub.
Entferne dich, Sonne!
Die Tochter von Colla, die schläft.
Nie tritt sie mehr in ihrer Schönheit auf!
Nie reizt ihr holdes Wandeln mehr!
Also sangen die Barden, und bauten das Grabmahl. — — (149)

Alles, was sich hebt, muss sinken; was geboren wird, muss sterben; alles Zerstörbare muss vergehn und umkommen. (150)

Das ganze Leben der Menschen, auch noch so ausgespannt, ist gleich einem einzigen, kaum ganzen Tage. Stelle dir oft jenes Gleichniss des Aristoteles vor: „An dem Fluss Hypanis, welcher von der Europäischen Küste in den Pontus fliesst, werden gewisse Thierchen geboren, die nur Einen Tag leben. Die beym Aufgang der Sonne sterben, sterben als Jünglinge, um den Mittag als Erwachsene, und mit dem Untergang der Sonne, besonders um den längsten Tag, als abgelebte Greise. Vergleiche unsre ganze Lebenszeit, ob sie viel länger sey?“ Dieser Spruch, eben weil er so wahr ist, hat sich schon längst von den Gelehrten auch unter den grossen Haufen verbreitet. Hast du nicht bemerkt, dass es bey den rohesten unwissendsten Leuten eine gewisse Redensart geworden, von einem Knaben zu sagen: „Dem geht die Sonne auf?“ von einem Manne; „dieser ist am Mittag, bey dem ist's neun Uhr!“ und von einem abgelebten Greise: „mit dem geht's zum Abend und Sonnenuntergang!“ — Diess bedenke bey dir selber. Eins besonders bitte ich dich, die Grä-

ber der Alten, aber solcher, die zu deiner Zeit gelebt, fleissig zu betrachten, mit der festen Ueberzeugung, dass auch dir dieser gewisse Sitz und ewige Wohnplatz bereitet sey. Dahin zielen wir Alle, das ist unser letztes Haus! Und auch du, der du stolz bist auf dein blühendes Mannesalter, und auf Anderer Gräber trittst, wirst bald selbst betreten werden! Diess bedenke Tag und Nacht, nicht blos als Mann von gesundem Verstand, der seine Natur kennt, sondern wie es einem Weisen gebührt; dann wirst du gewiss erfahren, „das ganze Leben des Philosophen sey Betrachtung des Todes.“ Diess wird dich Geringschätzung alles dessen, was man gross nennt, lehren und dir einen andern Lebensweg zeigen, den du ergreifen sollst. Fragst du, was ist das für ein Weg? wie gelange ich zu ihm? so antworte ich dir: Lange Ermahnungen bedarfst du nicht; höre nur die Stimme deines fort und fort rufenden und dich ermahnenden Genius: „Diess ist der Weg ins Vaterland!“ Du fühlst, was er dir zulispelt, welche Wege und Abwege zu suchen oder zu fliehen, er dich lehre. Wenn du

dich frey und gesund erblicken willst, so zaudre nicht, ihm zu gehorchen. (151)

— — Des Todes Schleier
Umzieht den müden Blick mit dunkelm Flor,
Die Glieder löst der mächtige Befreyer. (152)

Man scheue den Tod nicht; aber sorge doch auch dabey für das Leben. Denn das heisst nicht tapfer, sondern tollkühn seyn; sich verwegen in Gefahr des Lebens zu stürzen; wo aber unausweichliche Nothwendigkeit dringt, oder eine wichtige Ursache und rechtliche es anräth, da wird ein starkes Gemüth den Tod verachten. Bist du krank, so erschrick vor dem Sterben nicht; aber wende doch auch alle Hülfe zu deiner Genesung an: bist du im Kriege, so fasse Muth, und sey auf den Tod bereit; inzwischen streite tapfer für den Sieg.

So, glaube ich, ist der Ausspruch des Ausonius zu verstehen, wenn er sagt: „Lebe eingedenk des Todes, aber doch auch nicht vergessend des Lebens!“

Er kann aber auch so genommen werden: Vergiss nicht, dass du einmal sterben müssest, und diese Erinnerung halte dich von Fehlern und unnöthigen Sorgen ab; indessen aber geniesse das, was ein sittliches und glückseliges Leben ausmacht, als wenn du noch lange zu leben hättest. — (152)

Wir bringen dir nicht Schmerz noch Thränen weiter;
Durch deinen Tod beginnt dein schöner Glück.
Nicht blos den Leib, den irdischen Begleiter,
Nein, höh're Spuren lässest du zurück.
Du starbst, wie du gelebt, ein heil'ger Streiter;
Jetzt weidet sich, o sel'ger Geist! dein Blick
An Gottes Schaun, du hörst der Himmel Psalmen;
Dein Haupt umschlingen deiner Werke Palmen.

Die Thränen, die in unserm Auge brennen,
Macht unser Schicksal, deines nicht, erlaubt;
Denn, ach! uns muss dein edler Hingang trennen
Von einem so verehrten, mächt'gen Haupt,
Doch ward durch das, was Tod die Menschen nennen,

Ein ird'scher Beistánd uns mit dir geraubt:
Ein himmlischer wirst du uns jetzt erscheinen;
Dich zählet nun der Himmel zu den Sei-
nen. (154)

O edle Seele, die so schnell geschieden,
Aus diesem rauhen, unfreundlichen Leben,
Du ruhest jetzt dem Himmel hingegeben!
Jndess ich traurig weile noch hienieden.

Wenn dort im hohen Reich von seel'gem Frieden
Andenken noch an diese Welt gegeben,
Vergiss nicht meiner Liebe heisses Streben,
Die meine Blicke dir so rein verriethen:

Und wenn du siehst, es möge mir gebühren
Noch ein'ger Trost für jenes herbe Leiden;
Das bleibt, dich ohne Rettung zu verlieren:

So bitte Gott, den Faden abzuschneiden,
Dass ich so schnell zu dir hinauf mag kommen,
Als du von hier wardst meinem Aug entnom-
men! (155)

Was du, Sterblicher, bist, das sey, und wolle
Mehr nicht seyn. Die Natur in ernster Strenge
Gab dir dieses Gesetz und diesen Namen.
Gib dein Leben zurück; es ist geliehne
Schuld. Unwilligen Sclaven schneidet endlich
Doch Persephonens Hand das Haar ab.

Nahe

Du ein williger ihr, und sprich: „Hier bin ich!“ (156)

Je mehr ich mich dem letzten Tag nahe,
Der endlich kürzet unser menschlich Elend;
Je mehr ersehʼ ich, wie die Zeit dahin fliegt,
Und was ich von ihr hoffte, mit ihr flieget.

Nicht lange, sprech ich dann zu meiner Seele,
Nicht lange werden wir, von Liebe schwäzzend,
Zusammen fürder gehʼn. Die Last der Erde
Zerschmilzt, wie frischer Schnee: „dann ruhʼn wir beyde.“

Mit ihr dann sinkt auch jene Hoffnung nieder,

Die eitle, die so lang mich irre führte,
Schmerz, Freude, Furcht und Zorn sind dann
vorüber.

Dann werden wir erkennen, wie so öfters
Ein scheinbar Unglück unser bestes Glück war,
Und wie so öfters wir ohn' Ursach weinten. (157)

Wer sich im Tode selbst
Bezwinget, frey von Kummer und eitler Furcht,
Gewinnt den Tod für sich, und reichet
Ruhig den Schatten die Freundeshand dar.

Du fürchtest, Freund, das Scheiden? Unwer-
the Furcht!
Dein Weinen, als zum Lichte der Welt du
kamst,
Verziehn die Götter dir, dem Kinde;
Nicht so verzeihen sie dir die Thräne,
Die eines Greises Wange mit Schmach be-
deckt.
Von Kindheit auf, was lehrte das Leben dich?
„Ertragen!“ Und hast du nicht ge-
lernet,
Ohne die wimmernde Kindesthräne

Zum neuen Daseyn, heiter, ein Mann zu
gehn? —
Der Tod gebiert dich, löset mit sanftem
Schmerz
Die Bande dir, und neuverjünget
Siehst du die andere Welt, ein Ae-
son *) (158*) Balde.

Menschlichem Elend wär' es eine Lin-
drung,
Sänken die Dinge wieder, wie sie stiegen,
Langsam; doch oft begräbt ein schneller Um-
sturz
Hohe Gebäude.
Lange beglückt stand nichts. Der Städt'
und Menschen
Schickungen fliegen immer auf und nieder.
Jahre bedarf ein Königreich zu steigen,
Stunden zu fallen.
Du, der du selbst des Todes Opfer seyn
wirst,
Nenne darum nicht, weil die Zeit im stillen

*) *Aeson*, *Jason's* Vater, wurde durch *Medea's* Kunst ver-
jünget.

Menschen und Menschenwohnungen zerstöret,
Grausam die Götter.
Die dich zum Leben rufte, jene Stunde,
Rufte zum Tode dich. „Der lebte lange,
Wer an Verdienst und Tugend sich ein ewig
Leben erworben.“ (159)

Freilich, lieget es viel daran,
Dass die Leiche mit Pracht unter die Erde geh!
Dass in Salben und Byssus noch
Dein Entseelter sich stattlich verherrliche!
„Ach, wie geht der Zufriedene
Fröhlich, wo es auch sey, hin in die güt'ge
Nacht!“
Jeder Winkel der Erde wird
Ihm ein Königspallast, wenn er in Friede
ruht. —
Alles sammelt in ihren Schooss,
Sie, die Alles gebahr, jeglicher Asche gleich
Günstig. — Wird mir ein schmaler Raum
Und ein Rasen darauf, ward mir im Tode gnug.
Ferne sey dem Bescheidenen
Die barbarische Pracht, die mit den ehernen
Schicksalstafeln zu kämpfen scheint,

Und den hungrigen Wurm länger nur an sich
lockt.
Ach, vergebens umduftet den
Leichnam theures Gewürz, Myrrhen und Casia,
Wenn ihn edlere Salben nicht
Aus dem Moder der Nacht und der Verwe-
sung ziehn.
Nero's Asche, sein Nahme schon
Athmet bösen Geruch; aber Fabricius,
Brutus, Cato, Britannicus,
Wo verscharret sie seyn, leben im Herzen, sind
Aller Redlichen Wohlgeruch.
Freund, die Bahre! sie kennt einig und ewig nur
Eine Würze: sie heisst Verdienst. (160)

Balde.

Der Feige stirbt schon viel Mal, eh' er
stirbt,
Die Tapfern kosten ein Mal nur den Tod.
Von allen Wundern, die ich je gehört,
Scheint mir das grösste, dass sich Menschen
fürchten,
Da sie doch seh'n, der Tod, das Schicksal
Aller;
Kommt, wenn er kommen soll. (161)

Shakespeare.

— Wenn des Todes ernste Stunde kommt,
Und fessellos in schön're Sonnenweiten
Mein Geist sich hebt, — gehorch' ich ohne Murren.
Mit neuen Kräften werd' ich neue Wunder
Dort in die Harfe singen. Wo ich stehe
Im ungemessnen Tempel deiner Schöpfung,
Da lächelt deine Liebe um mich her,
Allvater! jene Liebe, die die Sterne
Mit allen ihren Kindern trägt und hält;
Die aus dem schwarzen Schooss scheinbaren Uebels
Stets Gutes lockt, und immer Bess'res noch
Im unbeschränkten Fortlauf. — (162)

Hier, wo die Ulme mit dem Tax sich paart,
Wo grünbewachsen Sod' an Sode ragt,
Hier ruhn des Dorfes Ahnen wohl verwahrt,
Und keinem ward sein enges Haus versagt.

Der würzenreichen Frühe frisches Kühl,
Der Schwalbe Zwitschern, die den Gatten wekt,
Des Hüfthorns Schall, des Tages froh Gewühl
Weckt nich die Schläfer, die der Rasen deckt.

Es flammt nicht mehr der traute Herd
für sie.
Kein kosend Weib scheucht ihren Ueberdruss.
Kein schmeichelnd Kind erklimmt ihr schau-
kelnd Knie.
Und bettelt um ein Mährchen, einen Kuss.

Wie oft zerbröckelt' ihres Pfluges Rad
Den strengen Kloss, der von der Dürre borst.
Vor ihrer Sichel sank das güldne Schwad.
Den Streichen ihrer Axt erlag der Forst.

Nicht spotte, Stolzer, ihr bescheidnes Loos,
Ihr stilles Treiben, ihr geräuschlos Thun,
Ihr friedlich Leben, das so klar verfloss.
Lass unverhöhnt die Arbeitmüden ruhn.

Auch deiner harrt der ernste Augenblick,
Der, was die Schönheit, was die Macht dir gab,
Dein glänzend Elend, dein erträumtes Glück.
Mit sich binabreisst in das düstre Grab.

Nicht tadle diese, wenn der Zeitenstrom
Sie namenlos und unberühmt verschlingt,
Wenn durch den Kreuzgang, den gewölbten
Dom
Kein Mausoleum ihre Thaten singt.

Ruft wohl die Urne, bannt der Sarkophag
Den Hochgepriesnen aus der Nacht hervor?
Trommetet wohl der Ruhm den Schläfer wach?
Rührt wohl die Schmeicheley des Tauben Ohr?

Gewiss verwest in dieser Mauern Ring
Manch edles Herz, das hohen Ahnens voll
Am Busen der Natur süsstrunken hing,
Und von den Fluthen der Begeistrung schwoll. — —

Vernimm, wer einst die morsche Bürde trug,
Vernimm die Jahre, die ihm Gott beschert!
Vernimm den mühsam buchstabirten Spruch,
Der fromm und ernst den Wandrer sterben lehrt.

Denn wer, des ängstlichen Vergessens Raub,
Entsagt wohl je des Daseyns bangem Glück,
Steigt wohl hinunter in den kalten Staub,
Und wirft nicht zaudernd einen Blick zurück?

Umsinkend lehnen wir an Freundesbrust,
Erblindend tappen wir nach Freundeshand.
Auch in der Urne glüht noch Lebenslust,
Fort in der Asche glimmt der Hoffnung Brand — —

Und du, der hier in schlichtem Liede preist,
Was sonst zu preisen nie das Lied gewagt,
Vielleicht, wenn einst ein dir verwandter Geist
Hierher verirrend sehnend nach dir fragt,

Dass dann der grauen Hüttner einer spricht:
„Wir sahn ihn öfter in der Dämmrung Graun
Den Berg erglimmen, der das Echo bricht,
Und stieren Augs der Sonn' entgegenschaun.

Dort unterm Buchbaum, an des Bächleins Rand,
Wo Schatten winkt und grüne kühle Ruh,
Warf er sich hin im schwülen Mittagsbrand
Und sah des Bächleins Rieseln sinnig zu.

Oft irrt' er murmelnd längs des Haines Saum,
Bleich, wie die Liebe, wie der Gram gebückt.
Jetzt fuhr er auf, wie aus dem tiefsten Traum,
Jetzt starrt' er hin, als sey sein Geist verzückt.

Ein's Morgens misst' ich auf dem Hügel ihn,
Ihn auf der Hayd', ihn unterm Buchendach.
Der zweyte Morgen dämmert', er erschien
Nicht auf dem Berg, im Busch nicht, nicht am Bach.

Am dritten trugen sie mit Sang und Klang
Den Kirchweg ihn daher durchs hohe Korn.
Du kannst ja lesen — lies denn den Gesang
Auf jenem Stein mir unterm Hagedorn:“

Die Grabschrift.

Dem Glücke nicht, und nicht dem Ruhm bekannt,
Schläft hier ein Jüngling in dem stillen Staub.
Sein Herz hat für die Weisheit früh gebrannt,
Doch frühe ward sein Geist der Schwermuth Raub.
Fromm war sein Sinn, und harmlos sein Gemüth,
Und süss das Loos, das ihm der Himmel gab.
Er gab dem Himmel, was er hatt', ein Lied!
Ihm gab der Himmel, was er wünscht', ein Grab!

Nicht ferner decke seine Tugend auf,
Nicht seine Schwächen, nicht sein trübes Loos.
Bangharrend ruht er nach durchmessnem Lauf
In seines Gottes, seines Vaters Schooss. (163)

Gray.

Lebensfunke, vom Himmel entglüht,
Der sich abzuwinden müht!
Zitternd-kühn, vor Sehnen leidend,
Gern und doch mit Schmerzen scheidend —
End', o end' den Kampf, Natur!
Sanft ins Leben
Aufwärts schweben,
Sanft hinschwinden lass mich nur.

Horch! mir lispeln Geister zu:
„Schwester-Seele! komm zur Ruh!“
Ziehet was mich sanft von hinnen?
Was ist's, das mir meine Sinnen,
Mir den Hauch zu rauben droht?
Seele, sprich, ist das der Tod?

Die Welt entweicht! Sie ist nicht mehr!
Harmonien um mich her!
Ich schwimm' im Morgenroth —
Leiht, o leiht mir eure Schwingen,
Ihr Brüder-Geister! helft mir singen:
„O Grab, wo ist dein Sieg? wo ist dein Pfeil,
o Tod?“ (16*)

Auf zum schwebenden Tanz! Schliesset zum
Reigen euch,
Schatten! — Hesperus blinkt. Siehe, dort
winket uns
Scheu, mit blasserem Strahl, hinter den Wol-
ken dort,
Luna. Reichet die Händ' euch dar. —
Jungfraun, Greise. Wir sind Einer dem An-
dern gleich;
Ohne Krone der Fürst, ohne Tiare der
Pontifex, der Prälat ohne die Inful. Schliesst,
Schatten, schliesst zum Reigen euch.

Niemand neidet von uns, keiner dem Andern sein
Ehrenmahl und den Ruhm hoher Geschlechter.
— Uns
Riss, verschiedenen Weg's, aber zu Einem Ziel,
Unser König, der Tod, hinweg.

Auch uns schimmern, obwohl dunklere Stern'!
Auch uns
Säuseln Zephyre, zwar Frühlingsweste nicht;
Doch ein leiserer Hauch geistiger Lüfte rauscht
Durch Cypressen in unserm Hain.

Süsse Seelen, die ihr alle des Lebens Last
Von euch legetet, streut Blumen zum Tanz umher,

Dunkle Blumen, o streut Veilchen und Rosmarin,
Und Narcissen und Lilien.
Auf! Wie hebet sich leicht webender Schatten Tanz!
Ohne drückende Last schweben am Boden wir,
Flüstern leisen Gesang, schwingen uns drey Mal dann
Auf und hin gen Elysium.
Der du, Sterblicher, Nachts unsere Stimme hörst,
Bald wirst du sie mit uns flüstern. Wir waren auch,
Was du bist, und du wirst werden, was wir jetzt sind.
Folg' uns, Sterblicher, lebe wohl! (165)

Warum sollte uns die Natur, welche nichts umsonst verlieh, diese Sehnsucht der Unsterblichkeit in unsre Seele gepflanzt haben? Wozu diese süsse Hoffnung? Wozu dieser ewige Durst nach einem bessern Leben? Was will jener Abscheu vor dem Gedanken — zu Nichts zu werden? Warum schaudert uns im Inner-

sien vor ihm? Warum flieht die Seele gleichsam in sich selbst, so oft sie fürchtet, im Tode zu vergehen? — O es ist uns von oben herab ein göttlicher Funke, in der Geburt schon, zu Theil geworden, welcher den Körper bewohnt, und ihn in Thätigkeit setzt. Dieser göttliche Theil verspricht dem Menschen Unsterblichkeit. (166)

Seyn oder Nichtseyn, das ist hier die Frage:
Obs edler im Gemüth, die Pfeil' und Schleudern
Des wüthenden Geschicks erdulden, oder
Sich waffnend gegen eine See von Plagen,
Durch Widerstand sie enden. Sterben — schlafen —
Nichts weiter! — und zu wissen, dass ein Schlaf
Das Herzweh und die tausend Stösse endet
Die unsers Fleisches Erbtheil — 's ist ein Ziel
Aufs innigste zu wünschen. Sterben — schlafen! —
Schlafen! Vielleicht auch träumen! — Ja, da liegts:

Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den Drang des Ird'schen abgeschüttelt.
Das zwingt uns, still zu stehn. Das ist die Rücksicht,
Die Elend lässt zu hohen Jahren kommen.
Denn wer ertrüg' der Zeiten Spott und Geissel,
Des Mächt'gen Druck, des Stolzen Misshandlungen,
Verschmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub,
Den Uebermuth der Aemter, und die Schmach
Die Unwerth schweigendem Verdienst erweist,
Wenn er sich selbst in Ruhstand setzen könnte
Mit einer Nadel bloss? Wer trüge Lasten,
Und stönt' und schwitzte unter Lebensmüh?
Nur dass die Furcht vor etwas nach dem Tod —
Das unentdeckte Land, von dess Bezirk
Kein Wandrer wiederkehrt — den Willen irrt,
Dass wir die Uebel, die wir haben, lieber
Ertragen als zu unbekannten fliehn. (167)

Wer zum Tode entschlossen ist, über den hat zeitliche Macht wirklich ihre Herrschaft verloren, und Religionsfurcht vor einem künftigen Zustande allein kann seinem Arm zurückhalten. (168)

Es ist ungewiss, wo uns der Tod erwartet; erwarten wir ihn also allenthalben! Sinnen auf den Tod, ist Sinnen auf Freyheit. Wer sterben gelernt hat, versteht das Dienen nicht mehr. Für den hat das Leben kein Uebel mehr, der die Wahrheit einsieht, „das Leben aufgeben, ist kein Uebel.“ Zu sterben wissen, das befreyet uns von aller Lehnspflicht und von jedem Zwange. — —

Welche Dummheit, uns zu plagen über den Punkt des Uebergangs zur Befreyung von aller Plage! Wie unsre Geburt die Geburt aller Dinge für uns ward, so wird der Tod aller Dinge für uns unser Tod seyn. Deswegen ist es gleiche Thorheit, darüber zu weinen, dass wir über hundert Jahr nicht mehr leben werden, als darüber, dass wir vor hundert Jahren noch nicht lebten. Der Tod ist

Anfang eines neuen Lebens: eben so weinten wir, eben so ward es uns peinlich, in dieses unser gegenwärtiges Leben zu treten, und eben so legten wir unsre alte Hülle ab, als wir eintraten. — —

Geht aus dieser Welt, sagt die Natur zu uns, wie ihr hinein gekommen seyd. Den nämlichen Weg, auf welchem ihr vom Tode zum Leben wandeltet, wandelt ihr wieder, ohne Furcht und Grauen zurück, vom Leben zum Tode. Euer Tod ist ein Stück aus der Ordnung des Weltalls; es ist ein Stück von dem Leben der Welt. Soll ich etwa euch zu gefallen, den herrlichen Zusammenhang der Dinge stören? Der Tod ist Bedingung eurer Schöpfung; ist ein Theil eures eigenen Wesens. Habt ihr euer Leben genutzt, so seyd ihr gesättigt: steht zufrieden auf und wandelt heim! — Das Leben ist an sich weder ein Gut, noch ein Uebel. Es ist der Raum des Guten und des Uebels, je nachdem, was ihr hinein legt. — Die Nützlichkeit des Lebens liegt nicht in seiner Länge, sondern in seiner Anwendung. Mancher zählt viele Jahre, und hat doch nur kurz gelebt. — Was soll es

vorstellen, dass ihr nicht vorwärts wollt, da ihr nicht zurück könnt? — Bildet euch, der Wahrheit gemäss, vor, wie sehr ein immerwährendes Leben dem Menschen unerträglicher und lästiger seyn müsste, als dasjenige ist, was ich ihm gegeben habe! Hättet ihr Menschen den Tod nicht, ihr würdet mir ohn' Unterlass fluchen, dass ich euch desselben beraubt hätte. —

Seht, Menschen, so lauten die Lehren und Weisungen unsrer Mutter Natur! (169)

Die Menschen fürchten den Tod, wie die Kinder die Finsterniss. Gleichwie nun diese natürliche Furcht bey den Kindern durch fabelhafte Schreckbilder vergrössert wird, so auch jene. Stets bleibt aber die Betrachtung des Todes, da er ein Uebergang zum Bessern ist, gut und heilsam, und die Furcht vor demselben ist ein Zeichen der Schwäche. Es ist übrigens wahr, was ein Philosoph sagte: die Anstalten des Todes schrecken mehr, als der Tod selbst. Sehr bemerkenswerth ist es, dass kein Gemüths-Affekt so schwach ist, der der

Furcht vor dem Tode nicht das Gleichgewicht halte, und sie sogar bezwinge. Daher ist der Tod kein so furchtbarer Feind, als man sich einbildet, da der Mensch so viele Kämpfer zur Seite hat, die ihn bemeistern. Die Rachsucht triumphirt über den Tod; die Liebe schätzt ihn geringe; die Furcht vor Schande wählt ihn; der Kummer nimmt seine Zuflucht zu ihm.

Nicht weniger bemerkenswerth ist es, dass der herannahende Tod kaum irgend eine Veränderung in einem starken und kräftigen Gemüthe hervorbringt; denn auch bis auf den letzten Moment sind seine Gesinnungen die nämlichen.

Sehr wahr setzte jener Weise das „äusserste Ende des Lebens“ unter die Wohlthaten der Natur; und wahrlich, es ist wohl eben so natürlich, zu sterben, als geboren werden. (170) /Bacc.

Da die Menschen sich von der Furcht vor dem Tode, dem Elende und der Unwissenheit nicht heilen konnten, setzten sie sich in den

Sinn, um glücklich zu seyn, nicht daran denken zu wollen: diess ist alles, was sie erfinden konnten, um sich über so viele Uebel zu trösten. Allein diese Tröstungsart ist sehr erbärmlich; denn sie zielet nicht dahin, das Uebel zu heilen, sondern nur es auf eine kurze Zeit zu verbergen — und diess Bemänteln macht, dass man nicht daran denkt, es wirklich zu heilen. (171) Reinhard.

Die Zukunft ist ohne Zweifel bestimmt; allein, da wir nicht wissen, auf welche Art sie es ist, so lasst uns einstweilen unsere Pflichten erfüllen, wie sie die uns von Gott verliehene Vernunft vorschreibt. Dann kann unser Geist in Ruhe seyn, und die Sorge der Zukunft Gott allein überlassen. Dieser wird stets das Beste thun, nicht allein im Allgemeinen, sondern auch für Einzelne, die ein wahres Zutrauen zu ihm haben, ein Zutrauen, das sich auf reinen Glauben und innige Liebe zu ihm gründet, welches aber ohne genaue Erfüllung unserer Pflichten nicht Statt findet. (172) Lenkert.

Man kann sich durch Gewohnheit und Erfahrung gegen Schmerzen, Schande, Mangel und dergleichen zufälliges Unglück abhärten. Den Tod aber können wir nur ein Mal erdulden. Wir sind Alle nur Lehrlinge in Ansehung seiner. Es haben sich in alten Zeiten so vortreffliche Haushalter ihrer Zeit gefunden, dass sie selbst im Sterben darnach strebten, den Tod zu schmecken und genau kennen zu lernen, und ihren Geist anspannten, zu erforschen, was es mit diesem Uebergange für eine Bewandniss habe. Bey alle dem sind sie nicht zurückgekehrt, um uns Nachricht davon zu geben.

Als Canius Julius, ein edler Römer von vorzüglicher Kraft und Festigkeit, von dem nichtswürdigen Caligula zum Tode verurtheilt worden war, gab er unter andern Proben seiner Entschlossenheit, noch als er den tödtlichen Streich des Henkers eben erwartete, auch folgende: Einer seiner philosophischen Freunde fragte ihn: Nun, lieber Canius, in welcher Fassung befindet sich jetzt deine Seele? Was macht sie? Was für Gedanken beschäftigen dich? Ich dachte darauf, ant-

wörtete er ihm, mich mit allen meinen Kräften bereit und fertig zu halten, um zu sehen, ob ich in diesem so schnell vorübergehenden Moment des Todes eine Wohnungsveränderung der Seele wahrnehmen, oder merken kann, ob sie über ihren Abzug verdriesslich ist; damit ich, wenn ich darüber Erfahrungen mache, und wieder kommen darf, meinen Freunden davon Nachricht geben möge. Dieser Canius philosophirt nicht nur bis an den Tod, sondern noch selbst im Tode. Welche Unerschütterlichkeit das war, und was für eine Festigkeit des Geistes, sich vorzusetzen, dass sein Tod selbst ihn belehren solle, und sich in einer grossen Angelegenheit Musse genug zuzutrauen, an andere Dinge zu denken.

Bey alle dem dünkt mich doch, dass es wohl noch eine Art und Weise gäbe, uns mit dem Tode bekannt zu machen, und ihn ein wenig zu kosten. Wir können Erfahrungen von ihm haben, wenn auch gleich nicht vollkommene und durchaus richtige, dennoch in solchem Masse, dass uns solche nicht unnütz seyn, sondern uns stärken, und uns gegen ihn dreister machen. Können wir ihm auch nicht

die Hand reichen, so können wir uns ihm doch nähern; können ihm in der Nähe beschauen. — Es ist nicht so ohne, dass man uns selbst in unserm Schlafe, als etwas Aehnliches mit dem Tode habend, betrachten lässt. Wie leicht gehen wir nicht über vom Wachen zum Schlafe! Mit wie weniger Sorge verlieren wir den Anblick des Lichts und das Bewusstseyn unsers Selbst! (173)

Weiss ich, dass sich mit Muth Alles ertragen lässt,
Trag ichs. Klagend der Noth schmeicheln,
ist Knechtessinn;
Mir gefället im Schmerz, mitten im Schmerz
gefällt
Mir die duldende Majestät.
Was gebeutst du, Geschick? „Leide!“ Ich
folge dir.
„Froh zu leiden,“ Geschick, wenn du mir
das verbeutst,
Folg' ich nimmer. Du thatst, was dir ge-
bührete;
Lass mich thun, was auch mir gebührt.

Fahre weiterhin fort; siehe, so fliegt der Geist
Aufwärts: denn er ist frey. Drohe mit härt-
rer Pein;
Auch sie machet die Zeit, oder der Tod mir
leicht;
Leicht die Zeit, und der Tod sie kurz.

Wenn mein Nache zerfällt, wenn ihm der
Lüfte Sturm
Und die Welle des Meers Segel und Mast
und Bord,
Ruder, Steuer entreisst, bleibet mir Eines noch;
„Schwimme!“ rufet die Noth mir zu.

O wie wird das Gemüth (rufet die letzte
Noth,
Ruft das höchste Gesetz: „Schwimmet!“),
wie wird es gross!
Warum soll ich den Tod fürchten? Er kam
und floh,
Er, der Linie letzter Punkt.

Gelten Meinungen dir, oder die Wahrheit?
— Ganz,
Ganz verdampfen wir nicht in die gemeine
Luft.

Dem Verdieneten bleibt Leben? die Lebensform
Scheint zu schwinden, und wechselt nur.
Unsere Fabel, gespielt wird sie, und ausgespielt.
Völker, Reiche, die Welt spielen die Fabel; oft
Ists die kürzere nur, selten die längere,
Die uns schön und die schönste deucht.

— (174)

Keine elendere Wesen, als wir, wenn wir hier unsterblich wären! Es ist hart, zu sterben; kein Zweifel! es ist aber angenehm, zu hoffen, dass man nicht immer leben werde, und dass ein besseres Leben die Leiden des jetzigen endigen wird. Wenn man uns Unsterblichkeit auf der Erde anböte, wer würde diess traurige Geschenk annehmen wollen? Welche Zuflucht, welche Hoffnung, welcher Trost würde uns gegen die Bitterkeiten des Schicksals, und die Ungerechtigkeiten der Menschen übrig bleiben? — Die Nothwendigkeit, zu sterben, ist für den Weisen nur ein Grund, die Leiden des Lebens zu ertragen.

Wären wir nicht gewiss, es einmal zu verlieren, so erkauften wir die Erhaltung davon zu theuer. —

Frey leben, und wenig auf menschliche Dinge halten, ist das beste Mittel, sterben zu lernen. —

„Die Vorbereitung zum Tode ist ein gutes Leben;“ von einer andern weiss ich nicht. (175)

Alles in der Natur ändert und vergeht. Kaum hat auch der menschliche Körper den Punkt seiner Vollkommenheit erreicht, so neiget er sich unmerklich seiner Auflösung. Die solidern Theile, nachdem sie ihre grösste Ausdehnung erlangt haben, verhärten, die Membrane werden cartilaginös, die Knorpel verknöchern, die Haut trocknet aus, die Haare bleichen, das Gesicht entstellt sich, der Körper wird gekrümmt — und der Tod ist unvermeidlich. —

Der Tod ist keine so erschreckliche Sache, als wir uns wohl vorstellen. Nur von weitem scheint er als ein Uebel. Er ist ein Ge-

spenst, das uns erschreckt, so lange wir es in der Ferne erblicken; in seiner Nähe verliert es diesen Eindruck. Unsre unrichtige Idee vom Tode lässt uns ihn nur als ein grosses Uebel betrachten, das noch zudem mit grossen Schmerzen und Aengsten vergesellschaftet sey. Wir stellen uns das Scheiden der Seele von dem Leibe als einen anhaltenden, vielleicht den Augenblick des Scheidens, als einen ein ganzes Jahrhundert fortwährenden Schmerz vor, und diess aus dem Grunde, weil die Zeit in diesem Augenblicke sehr langsam auf einander folgt. Doch welch ein Missbrauch unsers Verstandes liegt in dieser Art zu denken! Die Vereinigung der Seele mit dem Körper geschieht ohne Wahrnehmung und Empfindung; wie sollten wir denken, dass die Trennung derselben mit Schmerz geschehe? — (176)

Es ist der Wille Gottes und der Natur, dass wir diese sterbliche Hülle ablegen müssen, wenn die Seele zum wahren Leben eingehen soll. Das jetzige ist mehr ein Raupenstand;

eine blosse Vorbereitung zum Leben. „Der Mensch ist dann erst vollständig geboren," wenn er todt ist." Warum sollten wir klagen, dass unter den Unsterblichen ein neues Kind geboren worden, dass ein neues Glied in ihren glücklichen Zirkel getreten? Wir sind Geister. Der Huld und Güte Gottes verdanken wir's, dass die Natur uns so lange den Körper leiht, als wir durch denselben uns Vergnügen verschaffen, Kenntnisse erwerben, oder unsern Mitgeschöpfen Gutes thun können. Wird er zu diesen Zwecken ungeschickt, gibt er uns statt Vergnügen Schmerz, und entspricht er keiner von den Absichten mehr, wozu wir ihn erhielten, so müssen wir es abermals als einen Beweis von Huld und Güte erkennen, dass für ein Mittel gesorgt ist, wodurch wir ihn los werden. Dieses Mittel ist der Tod. (177)

O Gräber! welche Kraft wohnt in euch! ihr schreckt die Tyrannen, ihr vergiftet mit geheimen Beben ihren strafbaren Genuss. Sie fliehen euern unbestechlichen Anblick, und

fern von euch tragen die Feigen den Stolz ihrer Palläste. Ihr straft den mächtigen Unterdrücker; ihr raubt dem habsüchtigen Erpresser das Gold, und rächt den Schwachen, den er geplündert hat. Ihr vergütet die Beraubungen des Armen, indem ihr die Pracht des Reichen in Verachtung senkt; ihr trötest den Unglücklichen, dem ihr eine letzte Zuflucht darbietet; ihr gebt endlich der Seele das richtige Gleichgewicht von Stärke und Fühlbarkeit wieder, worin Weisheit und Lebensklugheit besteht. Der Nachdenkende zieht in Erwägung, dass er alles in euern Schooss zurückgeben muss, und verschmäht es, sich mit leerer Grösse, mit unnützen Reichthümern zu beladen; er hält sein Herz in den Schranken der Billigkeit, und vollbringt seinen Lauf, indem er die Augenblicke seines Daseyns benutzt und die Güter gebraucht, die ihm bewilligt sind. Auf solche Art legt er der ungestümen Begierde einen wohlthätigen Zaum an! ihr stillt den fieberhaften Durst nach einem Genusse, der die Sinne berauscht; ihr lasst die Seele von dem ermüdenden Kampfe der Leidenschaften ausruhn; ihr erhebt sie

über die niedrigen Vortheile, die den grossen Haufen quälen, und der Geist, der von euern Höhen den Schauplatz der Völker und Zeiten übersieht, entwickelt sich nur zu grossen Gefühlen und empfängt nur gründliche Begriffe von Tugend und Ruhm. O! wenn der Traum des Lebens ausgeträumt seyn wird, wozu hätten dann seine Erschütterungen genützt, wenn sie keine Spur des Nutzens zurücklassen? (178)

Volney.

Die Sense des Todes breitet sich auf allen Seiten aus, und sie erreicht eben so sicher die stolzen Palläste der Könige, als die anspruchslosen Hütten der einfachen Landbewohner. —

Der Tod ist nicht immer von Schmerzen umgeben. Er setzt die Seele in Freyheit; man hat daher Unrecht, so sehr das Leben zu lieben, und so sehr den Tod zu fürchten. Der Gerechte scheuet ihn ganz und gar nicht. Socrates dienet zum Beyspiele. (179)

Die Menschen fürchten den Tod, sagte Baco, wie die Kinder die Finsterniss fürchten. Inzwischen scheinen die Alten den Tod mit einem festen Auge betrachtet zu haben. — Doch bedienten sie sich, wenn sie der letzten Grenze des Lebens Erwähnung thaten, selten des eigentlichen Wortes, sondern nahmen ihre Zuflucht zu Umschreibungen, oder zu gleichbedeutenden und weniger hart scheinenden Benennungen. So wurden die Worte: Schlaf, Nacht, Ruhe, statt des Todes gebraucht. —

Der Tod ist nichts; auch haben die Alten ihn nie personificirt; sie stellten ihn nur unter Bildern dar, die ihn blos mittelbar dem Geiste vorstellten. Ein Liebesgott, der seine brennende Fackel auslöscht; eine Rose auf einem Grabmahle: dieses waren gewöhnlich die Symbole, durch welche sie ihn gern bezeichneten; Symbole, welche sehr dazu dienen, das Traurige des Gegenstandes zu mildern. (180)

Die Alten nannten den Tod und Schlaf, der auffallenden Aehnlichkeit wegen, Zwillinge oder Brüder: den Schlaf entweder die kleinen Mysterien des Todes, oder eine vorläufige Einweihung in die grossen Geheimnisse desselben. — Der verehrungswürdige Diogenes von Synope bestätigte die Gedanken des Socrates und der übrigen Alten durch sein lehrendes Beyspiel. Der eiserne Schlummer des Todes hatte sich schon über den sterbenden Weisen niedergesenkt, und als er in diesem Zustande durch die Frage seines Arztes, wie er sich befinde, auf einige Augenblicke wieder erweckt wurde, antwortete er ganz ruhig: „das ein Bruder den andern, der Tod den Schlaf zu umarmen anfange.“ (181)

Seht, die schweigende Nacht umschliesst zwey
liebliche Knaben,
Ihre Kinder; sie ruh'n schlafend der Mutter im Schooss.
Der mit lächelnder Wang' im holden Traume,
heisst Schlummer;

Jener, das Haupt gesenkt tief in den hüllenden Schooss,
Heisset Tod: sein Angesicht siehst du ein Mal, nur ein Mal.
„Ob es trauert, ob's lacht?“ Frage dein kündiges Herz! (183)

Die alten Artisten stellten den Tod nicht als Skelet vor: denn sie stellten ihn, nach der Homerichen Idee *), als den Zwillingsbruder des Schlafes vor, und stellten beyde, den Tod und den Schlaf, mit der Aehnlichkeit unter sich vor, die wir an Zwillingen so natürlich erwarten. Auf einer Kiste von Cedernholz, in dem Tempel der Juno zu Elis, ruhten sie beyde als Knaben in den Armen der Nacht. Nur war der eine weiss, der andere schwarz; jener schlief, dieser schien zu schlafen; beyde mit über einander geschlagenen Füssen. —

*) *Ilias.* Ges. XVI. v. 669 f. Nach *Voss'ens* Uebersetz. Dann ihn wegzutragen, vertrau den schnellen Geleitern, Beiden dem Schlaf und dem Tode, den Zwillingen, etc.

Auch war der Tod den Alten (in der Vorstellungsart ihrer Kunst) ein geflügelter Jüngling, der in einer tiefsinnigen Stellung, den linken Fuss über den rechten geschlagen, neben einem Leichname stehet, mit seiner Rechten und dem Haupte auf einer umgekehrten Fackel ruhet, die auf die Brust des Leichnames gestützt ist, und in der Linken, die um die Fackel herab greift, einen Kranz mit einem Schmetterlinge hält. — (193) *Lessing.*

Unter allen Nationen der Erde sind die Begriffe vom Tode und dem Todtenreich vorzüglich aus Bildern der Nacht, des Schlafes und Traums zusammen gedichtet worden. Wenn man also so gern vom Todten sagte: „er schläft!“ ja, wenn dieses einen Jeden der Anblick lehrte: was war natürlicher, als dass der Schlaf ein Bild des Todes auch in Ausdrücken der Sprache, Kunst und Dichtkunst wurde? Und da weder Kunst noch Dichtkunst den Begriff von Aehnlichkeit beyder besser sinnlich machen konnte, als dass

sie solche zu Brüdern schuf: wer konnte ihre Mutter seyn, als die Nacht? — —

Ich freue mich über die Allegorie, die der Schöpfer in unsre Natur, mithin in das Gefühl auch der gedankenlosesten Menschen durch diesen Wechsel von Licht und Dunkel, von Schlaf und Wachen gelegt hat. Mich dünkt, er habe uns dadurch täglich an den Umkreis unsers Schicksals erinnern wollen, und sende uns zu dieser Erinnerung den Schlaf, des Todes Bruder! Sanft rauschen seine dunkeln Flügel herbey, und umschatten uns mit der nächtlichen Wolke. Der holde Genius senkt seine Fackel täglich nieder, und erquickt uns, wenn der Tag unsre Augen blendete, mit einigen Tropfen der Vergessenheit aus seinem ambrosischen Horne. Müde vom Glanz der jungen Sonne, sehen wir täglich die alte Mutter Nacht kommen, mit ihren zwey Knaben auf dem Arm, in einen dunkeln Schleyer gehüllt; aber mit einer weithin strahlenden Sternenkrone. Indem sie auf der Erde unsern Blick verengt und umdunkelt, weckt sie die Augen unsers Geistes auf zu grossen Aussichten weiter Welten. Aber die Blicke dahin

sind für unsern Erdengeist nur Träume; mehr kann die Mutter des Schlafs und der Ruhe uns nicht geben. (184)

Nach andern Dichtungen der Alten trägt Apollo, der Gott der Schönheit und Jugend, den Saitenspiel und Gesang erfreut, auch den Köcher auf seiner Schulter; er spannt den silbernen Bogen, und tödtet mit sanftem Geschoss die Menschen. Diese Dichtung ist eine der erhabensten und liebenswürdigsten, weil sie selbst den Begriff der Zerstörung, ohne davor zurück zu beben, in den Begriff der Jugend und Schönheit wieder auflöst, und auf diese Weise dem ganz Entgegengesetzten dennoch einen harmonischen Einklang gibt.

Apollo und Diana sind die verschwisterten Todesgötter, — sie theilen sich in die Gattung: — jener nimmt sich den Mann, und dieser das Weib zum Ziele; und wen das Alter beschleicht, den tödten sie mit sanftem Pfeil, damit die Gattung sich in ewiger Jugend erhalte, während dass Bildung und Zerstörung immer gleichen Schritt halten. —

Gleich den vom Vater der Götter gesandten Tauben, die, vor der gefahrvollen Scylla vorbei fliegend, beständig eine aus ihrer Mitte verlieren, die vom Jupiter sogleich ersetzt wird, damit die Zahl voll bleibe; macht auch ein Menschengeschlecht unmerklich dem andern Platz, und wer, von Alter und Schwachheit übermannt, entschlummert, den hat in der Dichtersprache Diana oder Apollo mit sanftem Pfeil getödtet. (185)

— Damals trat kein grässliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuss
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Still und traurig senkt ein Genius
Seine Fackel. Schöne lichte Bilder
Scherzten auch um die Nothwendigkeit,
Und das „ernste Schicksal blickte milder
Durch den Schleyer sanfter Menschlichkeit.“ (186)

O! weiser Brauch der Alten, das Vollkommne,
Das, ernst und langsam, die Natur geknüpft,

Des Menschenbilds erhabne Würde, gleich
Wenn sich der Geist, der wirkende, getrennt,
Durch reiner Flammen Thätigkeit, zu lösen.
Und wenn die Glut, mit tausend Gipfeln, sich
Zum Himmel hob, und, zwischen Dampf und
Wolken,
Des Adlers Fittig, deutend, sich bewegte;
Da trocknete die Thräne, freyer Blick
Der Hinterlassnen stieg dem neuen Gott,
In des Olymps verklärte Räume, nach.
O! sammle mir, in köstliches Gefäss,
Der Asche, der Gebeine trüben Rest,
Dass die vergebens ausgestreckten Arme
Nur etwas fassen, dass ich dieser Brust,
Die, sehnsuchtsvoll, sich in das Leere drängt,
Den schmerzlichsten Besitz entgegendrücke. (187)

Das hohe nothwendige Gesetz zu sterben, war, personificirt, die Göttinn des Schicksals (μοιρα, parca, fatum, fatus): sie war der Hauptbegriff der Alten, wenn sie an den Tod dachten, und mich dünkt, der philosophisch-würdigste Begriff, den Menschen sich

über eine Bestimmung, die ihrem Willen so widrig und ihrer Natur doch so gemäss ist, machen mögen. Seitdem dieser Begriff des hohen verhängenden Schicksals aus dem Gemüth der Menschen vertilgt ist, schleicht ihre Seele mit Blicken kleiner Vorsichtigkeit und mit Aengsten einer niedrigen Duldung einher. Um einige Tage mehr zu leben, leben wir oft gar nicht, indem wir weder dem ordnenden Schicksal voll Gerechtigkeit und Güte, noch der eisernen Nothwendigkeit trauen. Die Griechen nicht also. In Homer und allen Tragikern ist es das Schicksal, welches das Loos wirft, Jupiter, welcher wägt, und die Parce, die da schneidet. Auch die Kunst scheute sich vor diesem hohen Begriffe nicht. (188)

Es ist gewiss, dass diejenige Religion, welche dem Menschen zuerst entdeckte, dass auch der natürliche Tod die Frucht und der Sold der Sünde sey, die Schrecken des Todes unendlich vermehren musste. Es hat Weltweise gegeben, welche das Leben für eine Strafe hielten; aber den Tod für eine Strafe

zu halten, das konnte, ohne Offenbarung, schlechterdings in keines Menschen Gedanken kommen, der nur seine Vernunft brauchte.

Von dieser Seite wäre es also zwar vermuthlich unsere Religion, welche das alte heitere Bild des Todes aus den Grenzen der Kunst verdrängt hätte! Da jedoch eben dieselbe Religion uns nicht jene schreckliche Wahrheit zu unserer Verzweiflung offenbaren wollen; da auch sie uns versichert, dass der Tod der Frommen nicht anders als sanft und erquickend seyn könne: so sehe ich nicht, was unsere Künstler abhalten sollte, das scheussliche Gerippe wiederum aufzugeben, und sich wieder in den Besitz jenes bessern Bildes zu setzen. Die Schrift redet selbst von einem Engel des Todes: und welcher Künstler sollte nicht lieber einen Engel, als ein Gerippe bilden wollen?

Nur die missverstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen: und es ist ein Beweis für die wahre, für die richtig verstandene wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt. (189)

Wir leiden unter einer Menge natürlicher und nothwendiger Uebel; warum sollten wir uns noch unnöthige und künstliche schaffen? Die Schale des Todes, sie sey bitter oder süss, wartet Zeit genug auf uns; warum wollten wir sie uns, ehe wir sie kennen müssen, im Vorgeschmack verderben, und uns mit einem Phantom schrecken, das in der Natur vielleicht nicht ist, in der Kunst aber viel weniger seyn dürfte?

Nicht aber die Bequemlichkeit blos, um derenwillen der Mensch doch schon viel thut, sondern auch die Wahrheit selbst scheint den grässlichen Bildern zu widersprechen, in denen Kinder und Schwache sich so gern den Tod denken. Wenn unsre Alltagsdichter immer und immer vom Todeskampf, vom Brechen der Augen, vom Röcheln, Starren, Entsetzen und Erbeben als vom Tode singen; so ist diess Misbrauch der Sprache: denn nicht Tod ist diess, sondern Krankheit. Habe ich nun wohl von der Anmuth des Hafens Begriff gegeben, wenn ich ihn mit den Stürmen des hohen Meers verwirre, aus denen er eben rettet, die sich in seine sanfte Ruhe enden? Er

wäre ja nicht Hafen, wenn er die Höhe des Sturmmeers wäre; und gesetzt, dass wir zu seiner Sicherheit auch nur durch Klippen, Strudel und einen engen Pfad gelangten, welcher Feige wollte sich nicht zum Ziel seiner Reise auch durch sie hindurch wagen?

Sehen Sie, m. Fr., die natürlichsten Arten des Todes an; treten Sie an die Leiche eines blühenden Rosenkindes, eines Jünglinges, dem sein letzter Athem hinwegschwand, einer Geliebten, die, fast ohne es zu wissen, hinüber schlummert, eines frommen Greises endlich, der, wie Simeon, sich gleichsam sein Sterbelied sang, und, mit dem Kleinode des Himmels in seinen Armen, das Haupt neiget; wo ist bey diesen Todten der dürre Knochenmann? wo das Gespenst mit der furchtbaren Hippe, oder die Furie, mit welcher der Kranke auf seinem Bette soll gekämpft haben? Ein sanfter Augenblick kam, ein Augenblick des Entschlafens und nicht mehr Erwachens, der Stille, die kein Geräusch, der Ruhe, die kein irdischer Unfall mehr störet. Auch bey den gewaltsamsten Zerrüttungen der Krankheit gehen meistens sanfte Minuten oder

gar helle und heitere Visionen dem Abschiede voraus: die Flügel des Todes rauschen näher, und je näher sie kommen, desto sanfter wird ihr Sausen, bis sie uns überschatten, und der blasse Schleyer auf uns sinkt, der von lebendigen Händen kaum mehr berührt werden sollte. Heiliger Kreis ist um einen Entschlafenen: das sagt sein ruhiges Gesicht; das sagt seine befriedigte Todtengebehrde. Auch Gesichtszüge, welche die Leidenschaft lange verzerrt hatte, werden von der sanften Hand des Todes geebnet; so dass in wenigen Minuten mancher Entschlafene schöner ist, als er je in seinem Leben gewesen. „Kein Schreckgespenst also ist unser letzter Freund, sondern ein Endiger des Lebens; der schöne Jüngling, der die Fackel auslöscht, und dem wogenden Meer Ruhe gebietet.“ (190)

Herder.

Fürchte den Tod nicht!
(Dass seine Schrecken dich nicht ängsteten,
Hat dir ein holderes Bild von ihm,
Seinen Bruder, den Schlaf,
Den Tröster der Mühen,

Der gute Geist gegeben.)
Fürchte den Tod nicht!
Aber verachte ihn nicht!
Den grossen Lehrer,
Deinen Heiland aus vieler Noth,
Der dir die Bande löst,
Der's mit dir endet oder vollendet,
— Glaube, er wird es vollenden!
— Glaub' an dich und hoff' Unsterblichkeit!
Was drüben seyn wird,
Wenn du Weisheit und Tugend
Ehrtest und übtest, —
Wohl dir! Du hast dich. ('91)

Conz.

Der Tod — ein Schlaf! Ein schönes, mildes Bild! das älteste Bild des Todes, das Lieblingsbild aller Dichter und Weisen. Was ist Schlaf? Eine Abspannung unserer schlaff gearbeiteten Sehnen. Eine Betäubung unserer ermüdeten Sinne. Eine wohlthätige Unterbrechung unserer Thätigkeit. Eine Ueberschattung unserer Kräfte. Ein leises Gewölk, das unsre Seele hüllet. — Das alles ist auch der Tod. Vernunft- und Naturweisheit beweisen, dass der Tod nichts anders sey.

Der Tod, sagt ihr, ist ein Uebel. Und um ihm gleichwohl nicht zu viel zu thun, setzt ihr hinzu: Er ist ein nothwendiges Uebel. Wie? ein nothwendiges Uebel? — — Was ist ein nothwendiges Uebel? Ich kenne kein nothwendiges Uebel. Alles, was nothwendig ist, ist gut. Die eiserne, unwiderstehliche Nothwendigkeit, die die Welt regiert, ist nichts als das Rosenseil weiser Güte, mit dem der Allgewaltige sein All umschlingt. In diesem All ist der Tod — ist Naturnothwendigkeit — ist also Anstalt der allweisesten Güte. (192)

Suche, Freund, ein gutes Gewissen zu behalten, beydes gegen Gott und den Menschen, und wahrlich, ich sage dir, du wirst selig sterben, auch ruhig, wenn dir das Leben es zulässt. Es wird wohl so gut seyn. Ein gutes Gewissen ist ein probates Schlaf beförderndes Mittel. — — Die Alten brauchten den Tod zur Aufmunterung. Es sollte noch auf allen Grabmählern stehen: sey getrost, Wanderer, geniess das Leben, denn es ist kurz!

Wer den Tod zuerst als ein hässliches Gerippe vorstellte, war gewiss ein junger Maler, der seine Geliebte verloren hatte. Die Griechen malten ihn als einen Engel, und wahrlich, er ist ein Engel, ein Bote Gottes zur Ablösung! Den Seinen schenkt er den Tod. Jene fromme Mutter, die ihre beyden Söhne, vor einem Wagen gespannt, in den Tempel zogen, bat die Götter, diese fromme Handlung mit der besten Gabe zu lohnen. Den Morgen fand man beyde in den Tod eingeschlafen. Tod und Schlaf sind Kinder von zwey Vätern und einer guten Mutter. Ist es nicht gut, dass die Fesseln sich abnutzen, und wir endlich aufhören, Rudersklaven zu seyn? (193)

Der Tod des Edlen ist sanft, ein leises, stilles Hinschlummern des Säuglings im Schoos der Mutter; und Ruhe der Seele, wie sie aus Erkenntniss Gottes und seiner selbst hervorgeht, lächelt noch im Tode auf seinem Angesichte. (194)

— — Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen, und nicht
als Ende dem Frommen:
Jenen drängt es ins Leben zurück, und leh-
ret ihn handeln;
Diesem stärkt es, zu künftigem Heil, in Trüb-
sal die Hoffnung;
Beyden wird zum Leben der Tod. (195)

Der Schlaf war eher in der Welt als der Tod, das Vorbild eher als die Erfüllung. — Gehst du aus der Welt, wenn du stirbst? Deine Seele entschwebt nur den Dünsten dieser Erde. Ewiger Geist der Liebe webt im Athem der Natur; wo der webt, ist Leben —

Bis zum letzten Seufzer, sagt man, warum nicht bis zum letzten Lächeln? Weil das Leben ein Jammerthal ist, und doch kommt der letzte Augenblick, die letzte Stunde sehr oft, wie der Geist des Herrn im sanften Winde. —

Das Grab, Freunde, ist eine heilige Werkstätte der Natur! Ein Formzimmer, Tod und Leben wohnen hier beysammen, wie Mann

und Weib. Ein Leib sind sie. Eins sind sie. Gott hat sie zusammengefügt, und was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden. Eine Hand voll Erde ist eine Hand voll Welt. Schaudre nicht vor der Verwesung; das Weitzenkorn fault, und wird ein hundertfältiger Halm. Alles muss sterben, was zum Licht und Leben herausbrechen soll. Diess Erdenall, dieser Erdenball hat alles, was schön und gut ist, erzeugt und ernährt. Er ist das Herz, unter dem Jedes gelegen, die Brust, die Jedes gesogen. — Nimm doch diesen Staub in die Hand, vor dem du bebst. Es ist Bein von deinem Bein. Aus Erde sind unsere Windeln und unser Leichentuch. Wir werden, was wir waren. Die Goldkörner, die letzten Körpertheilchen, das eigentliche Saatgetreide, ist aufgespeichert, und wird zu seiner Zeit schon vom lieben Gott wieder ausgestreut werden, auf einen schönen Acker. Die Natur ist das Perpetuum mobile, sie steht nicht stille. Sie wirkt Leben im Tode, Tod im Leben schön durch einander, dass es eine Lust ist, anzusehen, dem, der ein Auge dazu hat. Der Geist ist in Gott, in dem er

lebt, webt und ist. Das Schlechtere vom Körper, das sich die Würmer so gierig zueignen, Mensch! traure nicht, er wird nur abgezogen, vom Felde in den Garten, wo es so lange verpflanzt und gepflanzt wird, bis — (196)

Unter der Erde ist Schlaf, über der Erde ist Traum; aber zwischen dem Schlaf und Traum sehe ich Lichtaugen wandeln wie Sterne. — Ein kühles Wehen kommt vom Meer der Ewigkeit über die glühende Erde. Mein Herz steigt auf und will abbrechen vom Leben. — Es ist alles so gross um mich, wie wenn Gott durch die Nacht ginge — Geister! fasset meinen Geist, er windet sich nach euch, und zieht ihn hinüber . . .

Siehe, hier klebt mein und dein Geist, angefroren an die Erdscholle, und dort decket die Nacht alle hinter einander ruhende Himmel auf; dort im blauen glimmenden Abgrunde wohnt alles Grosse, was sich auf der Erde entkleidet hat, alles Wahre, das wir finden, alles Gute, das wir lieben. — —

Sieh', wie alles so still ist drüben in der Unendlichkeit! — wie leise ziehen die Welten, wie still schimmern die Sonnen! — Der grosse Ewige ruhet wie eine Quelle mit seiner überfliessenden unendlichen Liebe mitten unter ihnen, und erquickt und beruhiget alles, und um Gott steht kein Grab.

— Ach, den ewig erschütterten Busen des Menschen stillet nur ein Schlaf, entweder der irdische, oder der andere . . . (197)

Jean Paul.

Das Grab ist tief und stille,
Und schauderhaft sein Rand;
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.

Das Lied der Nachtigallen
Tönt nicht in seinen Schoos;
Der Freundschaft Rosen fallen
Nur auf des Hügels Moos.

Verlassne Bräute ringen
Umsonst die Hände wund;
Der Waise Klagen dringen
Nicht in der Tiefe Grund.

Doch sonst an keinem Orte
Wohnt die ersehnte Ruh;
Nur durch die dunkle Pforte
Geht man der Heimath zu.

Das warme Herz, hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Erlangt den wahren Frieden
Nur, wo es nicht mehr schlägt. (198) Salis.

Des Lebens Tag ist schwer und schwül;
Des Todes Odem leicht und kühl;
Er wehet freundlich uns hinab,
Wie welkes Laub ins stille Grab.

Es scheint der Mond, es fällt der Thau
Aufs Grab, wie auf die Blumenau:
Auch fällt der Freunde Thrän' hinein,
Erhellt von sanfter Hoffnung Schein.

Uns sammelt Alle, Klein und Gross,
Die Muttererd' in ihren Schoos.
O, säh'n wir ihr ins Angesicht;
Wir scheuten ihren Busen nicht. (199)

Hatzlog.

Der Mensch hat hier dritthalbe Minuten, eine zu lächeln — eine zu seufzen — und eine halbe zu lieben; denn mitten in dieser Minute stirbt er.

Aber das Grab ist nicht tief, es ist der leuchtende Fusstritt eines Engels, der uns sucht. Wenn die unbekannte Hand den letzten Pfeil an das Haupt des Menschen sendet: so bückt er vorher das Haupt, und der Pfeil hebt blos die Dornenkrone von seinen Wunden ab. —

Der Mensch geht, wie die Erde, von Westen nach Osten; aber es kommt ihm vor, er gehe mit ihr von Osten nach Westen, vom Leben ins Grab. — (200)

Erdenge zweyer Welten, stilles Grab;
Wie schweiget's um dich her! Diesseit ist Nacht
Und Staub; ein Häufchen todter Asche nur;
Und jenseit kommt kein Laut zu mir herüber,
Kein sel'ger Geist, der diesen Staub besucht,
Kein Traumgesicht. —

Nacht ist um mich. Hoch
Daroben funkeln Sterne. Glänzet ihr,
Gestirne droben, dem entschwungnen Geist?
Und bricht dem Todten, wie dem Schlum-
mernden,
Ein neuer Morgen an?

Was zweifelst du
In mir? Unsterblicher, der hier am Rath
Und Werke der Natur schon Antheil nahm.
Er sann, was sie ersonnen, und er traf's,
Aussprechend ihre Regel, ihr Gesetz;
Und bot unausgeschlagen ihr die Hand
Zum edelsten, zu ihrem ew'gen Werk,
Dem „Ordnen durch Verstand und Güte."

Wenn
Sie fortan Dein zu ihrem Dienst bedarf,
(Und sie verschmäht, die reiche Sparerinn,
Die nichts verthut, und mit dem Mindesten
Das Grösseste verrichtet, keine Kraft
Und Uebung) wenn sie fortan dein bedarf:
So sage willig: ich bin da! Und web'
In meinem kleinen Winkel emsig fort
An jenem Schleier der Penelope-

Minerva, der unübersehbar dort
In Millionen Sternen prächtig glänzt. (201)

Kein Erdenlaut schlägt an der Todten Ohr
Und ihren Schlummer, tief und eisern, bricht
Der Morgenglocke Klang, der Vögel Chor,
Im dumpfen Schoos der düstern Wohnung nicht.

Beglückt, wen dieses Ports Umschirmung birgt,
Wo der Orkane Wüthen ewig schweigt,
Kein Hass vergiftet, keine Zwietracht würgt,
Und nimmer der Verläumdung Natter schleicht.

Da täuscht kein Wahn, berauscht kein Sinnentraum
Mit Hoffnungsbildern aus dem Feenreich,
An Leer' und Unbestand dem Farbenschaum
Der übersonnten Katarakte gleich.

Da trennt erkaufter Arglist Hochverrath
Der Freundschaft und der Liebe Bündniss nie;
Da hemmt kein Ozean, kein Alpenpfad
Die Wechseltöne zarter Sympathie.

Da wohnt die Ruh', die nur am Staube weilt,
Das Brot mit dem zufriednen Landmann bricht,

Die wunde Brust gekränkter Unschuld heilt,
Und freundlich Kränze mit der Kindheit flicht.

Der Menschheit Freuden schlüpfen ohne Spur
Mit Sylfentritten über Nebelgrund;
Ach! ihrer Schmerzen Drachenhorde nur
Schweift langsam folternd um der Erde Rund.

Der Mitempfindung Trost, wovor das Weh
Der Sterblichen zurück zum Orkus flieht,
Treibt selten Blumen, gleich der Aloe,
Die, von der Heimath fern, ein Kerker zieht.

Zu grausam hehlt, im schwankenden Gewühl',
Indess der Jugend Frühlingslaub verdorrt,
Der Zufall, bey des Lebens Maskenspiel,
Verwandten Seelen das Erkennungswort. (202)

— In des Geisterreiches Stille
Tobt kein Sturm der Leidenschaft,
Und des Guten reiner Wille
Lohnt sich durch erhöhte Kraft;
Seelen, fremd im öden Thale
Der umschränkten Wirklichkeit,

Fanden froh die Ideale
Seliger Volkommenheit.

Ihre Schwächen sind vergessen,
Groll und Zwietracht ruht versöhnt,
Wo die Ruhe mit Cypressen
Der gekränkten Stätte krönt.
Aus des niedern Neides Schranke
Zu des Friedens Höh' entrückt,
Reizt sie nie der Bosheit Ranke,
Die des Edlen Pfad umstrickt.

Kühler Rasen überschleyert
Sorgsam der Verwesung Spur:
Auf des Moders Halle feyert
Frühlingsfeste die Natur;
Und die Thräne der Empfindung,
Wenn ihr Grabgeläut verklingt,
Schmückt die Kette der Verbindung,
Die ins Geisterreich sich schlingt.

Auf den Gräbern unsrer Väter
Spriesst des Erdrauchs Purpurstrauss,
Ein entwölkter lautrer Aether
Ueberwölkt ihr enges Haus,
Auf vermorschter Särge Reste,
Auf zerbröckeltes Gebein,

Wallt durch weisse Blüthenäste
Goldner Frühlingsmorgenschein.

Selbst, wo rasenlos und mürbe
Sich ein neuer Hügel hebt,
Wo man den, der heute stürbe,
An die Reihe hin begräbt,
Wird der Grund sich bald behalmen;
Wo jetzt Wermuthsstengel stehn,
Hebt die Hoffnung Siegespalmen
Für das grosse Wiedersehn.

Drückt euch dicht, ihr Epheuzweige,
An der Dulder stilles Grab!
Schlaffe Trauerweide, neige
Dein Gelocke tief herab,
Flattert drüber, Hängebirken,
Dämpft den Tag umher durch Laub;
Und Natur mit leisem Wirken
Wandl' in Blumen ihren Staub! (202)

Salis.

Siehe! der Tod tritt, kalt gegen die Erde und unsern Jammer, eisern, aufgerichtet und stumm, hin zur überdeckten Seele im beruhigten Leichnam, und reicht die verhüllte Seele mit unermesslichem Arm von der Erde

durch unbekannte Welten hindurch in deine ewige warme väterliche Hand, die uns geschaffen hat — in das Elysium, für das du uns gebildet hast — unter die Verwandten unsers Herzens — in das Land der Ruhe, der Tugend und des Lichts . . . —

Die Flamme der Liebe und der Tugend lodert aufwärts über die Vernesungen — wir sehen um das Todtenbett eine Bahre als Ruhebank, auf die alle Lasten abgelegt sind, und das aus einandergedrückte Herz auch — wir sehen um das Todtenbett eine grosse unbekannte Gestalt, die vom Ebenbilde Gottes den Erden-Rahmen bricht. — Aber wenn das Herz gross wird neben unserm Ruheort, so wird es weich neben dem fremden. — (204)

Jean Paul.

Auch des Edlen schlummernde Gebeine
Hüllt das Dunkel der Vergessenheit;
Moos bedeckt die Schrift am Leichensteine,
Und sein Name stirbt im Lauf der Zeit.

Wenn erwacht die neue Morgenröthe?
O! wenn keimt des ew'gen Frühlings Laub?

Niedrig ist der Todten Schlummerstätte,
Eng' und düster ihr Gemach von Staub!
Noch umkränzen Rosen meine Locken,
Liebe lächelt alles um mich her!
Nach dem letzten Hall der Sterbeglocken
Denkt kein Mensch des guten Jünglings
mehr. (205)

— — —

Nur der Erdenleib wird Erde;
Sein Bewohner bleibt!
Ja, du lebst, Geliebter, lebest
Ueber Sternen, oder schwebest
Mitleidsvoll um deinen Freund,
Der an deinem Grabe weint!

Diese Kräfte, dieses Trachten
Zur Vollkommenheit,
Dieses Vorgefühl, diess Schmachten
Nach Unsterblichkeit:
Dieser Geist, der Welten denket,
Würde mit ins Grab gesenket?
Und geschaffen hätte Gott
Dieses alles nur zum Spott?

Nein, nicht spottend, nicht vergebens
Schufst du, Gott, dein Bild;
Lieb' und Weisheit hat des Lebens
Geist in Staub gehüllt.
Diese Hülle wird zertrümmert,
Und die freye Seele schimmert
Zu der höhern Geister Chor
Immer herrlicher empor. (207)

Furchtbar ist das Grab!
Kalte Winde sausen,
Dumpfe Schauer grausen,
Gram und Grauen hausen
Um das stumme Grab.
Furchtbar ist das Grab!

Lieblich ist das Grab,
Linde Stille flüstert,
Kühler Schatten düstert,
Tiefer Friede säuselt
Um das stille Grab.
Lieblich ist das Grab.

Graunvoll ist das Grab.
Aengstlich ist des Grabes Enge,
Seine Breite, seine Länge;

Seine Höhe, seine Tiefe
Messen sieben Schritte ab.
Graunvoll ist das enge Grab.

Lieblich ist das Grab.
Süss und schirmend seine Enge;
Vor dem lästigen Gedränge,
Vor dem gaukelnden Gepränge,
Vor der Thoren bunter Menge,
Rettet seine sichre Enge —
Lieblich ist das enge Grab.

Einsam ist das Grab.
Kein Laut des Lebens,
Kein Tritt des Wandrers,
Kein Gruss der Frohen
Besucht das ewig öde Grab.
Ach, wie einsam ist das Grab!

Einsam ist das Grab.
Der Freude wilde Jubel,
Des Leichtsinns lautes Lachen,
Der Frechheit wüster Reigen
Besuchen nie das Grab.

Aber lebensmüde Weise
Und der Wehmuth sanfte Töchter,
Und des Liedes edle Söhne,

Wandeln gern, wo Gräber grünen,
Schauen staunend drauf hinab —
Nein, nicht einsam ist das Grab. (208)

Weile, von der Hagerose
Kühl, o Wandrer, überwebt,
Wo diess Grab mit ernstem Moose
Sich am Schattenquell erhebt.

Zwey verwandte Geister warfen
Hier zugleich den Schleyer ab;
Lieblich, wie durch Aeolsharfen,
Weht die Mayluft um ihr Grab.

Ihre Lichtgebilde steigen
Aus der Hoffnung Heiligthum
Vorbedeutend auf und zeigen
Jenseits dir Elysium. (209)

Neiget in den öden Raum
Traurend sich mein Haupt hinunter:
Dann geht diese Welt mir unter,
Wie ein wesenloser Traum.

Und an ihrem finstern Saum,
Hinter diesem Weltgetriebe,

Schauet eine Welt, voll Liebe,
Licht und Recht, in meinen Traum.

Sie, die Unschuld — nur gekannt
Von dem Geiste, der sie richtet —
Der den Geist der Thaten sichtet,
Finde dort ihr stilles Land.

Finde dort den Friedenshain,
Wo die freyern Seelen wohnen,
Die mit unbeflecktern Kronen
Sich dem nächsten Himmel weihn! (210)

Tiedge.

Wer über den Gedanken des Todes nicht mit männlichem Muthe wegsieht, wird des Lebens nie recht froh werden. (211)

Kant.

Nur der ist gross und glücklich, der den Tod nicht scheut, und die mächtige Kunst versteht, als ein Mann zu sterben. (212)

v. Bonstetten.

Vor dem Tode erschrickst du? Du wünschest
unsterblich zu leben?
Leb' im Ganzen! Wenn du lange dahin
bist, es bleibt *). (213)

Schiller.

Mit stiller, aber unwiderstehbarer Gewalt führt uns der Strom des Lebens an die Ufer der Ewigkeit fort. Ein natürliches Schicksal, vor welchem die Einbildungskraft, und noch mehr das üble Bewusstseyn zurückschaudert, indess ihm die Vernunft, eben weil es natürlich und unvermeidlich ist, mit ruhiger Gelassenheit entgegensieht. Der Tod ist Ruhe der erschöpften Natur und Stillstand ihrer Wirksamkeit. Die Kraft, welche am letzten auslöscht, ist eben die, welche die erste Bedingung des Lebens ausmacht, die Muskelkraft. Mit ihr erstirbet das Herz, die Blutwelle ruht, der Athem entschwindet, und alle Bewegungen des Körpers werden zur bevorstehenden Auflösung gefesselt. Diess ist der Tod der Natur. — So wäre nun der Vorhang

*) *Seneca* (epist. 65.) sagt: Homines quidem pereunt; ipsa humanitas, ad quam homo effingitur, permanet. —

über der letzten Scene dieses Erdenlebens niedergesunken: aber was geschieht nun der Seele? sie ist ja eine von allen Naturkräften wesentlich verschiedene geistige Substanz. Wiewohl sie alle Schicksale des Körpers wegen ihrer innigen Vereinigung mit demselben theilt; so kann sie doch den Tod nicht mit ihm gemein haben, da er sie von ihm trennt. Nein, losgebunden von der thierischen Organisation und der niedrigen Sinnlichkeit, erreicht sie jetzt, die Unsterbliche, eine neue Stufe auf der Leiter ihrer Bestimmung, und fährt in einer bessern, glücklichern, glänzendern Ordnung der Dinge zu wirken fort, wo sie hier geblieben war. (214)

Ach! Natur, wie sicher und gross in allem
erscheinst du!
Himmel und Erde befolgt ewiges, festes
Gesetz,
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichet
der Sommer,
Und dem reichlichen Herbst traulich der
Winter die Hand.

Felsen stehen gegründet, es stürzt sich das ewige Wasser
Aus der bewölkten Kluft schäumend und brausend hinab;
Fichten grünen so fort, und selbst die entlaubten Gebüsche
Hegen, im Winter schon, heimliche Knospen am Zweig.
Alles entsteht und vergeht nach Gesetz; doch über des Menschen
Leben, den köstlichen Schatz, herrscht ein schwankendes Loos.
Nicht dem blühenden nickt der willig scheidende Vater;
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
Nicht der Jüngere schliesst dem Aeltern immer das Auge,
Das sich willig gesenkt, kräftig dem Schwächeren zu.
Oefter, ach! verkehrt das Geschick die Ordnung der Tage;
Hülflos klaget ein Greis Kinder und Enkel umsonst,

Steht, ein beschädigter Stamm, dem rings zerschmetterte Zweige
Um die Seiten umher strömende Schlosen gestreckt. — (213)

Unmöglich kann der Verlust des Staubes schmerzhaft seyn, — oder der Mensch ist nichts als Staub. —

Den unvermeidlichen Tod für ein Uebel halten, ist in meinen Augen gotteslästerlich. —

Nichts kann ich in dieser Welt weniger begreifen, als die Angst vor dem Sterben, die so allgemein seyn soll. Möge man es dahin gestellt seyn lassen, ob uns jenseits etwas Besseres oder etwas Schlechteres erwarte; sicherlich erwartet uns dort etwas Anderes. —

Unsäglich gern will ich in deinem Strome hingleiten, willkommener Tod! über allen Ausdruck gern den gröberen Staub mit einem feinern vertauschen! Zwar kenne ich deinen Ausfluss nicht; weiss nicht, ob deine Mündung in das Caspische, in das Mittelmeer, oder in den Ocean jenseits fällt, — aber wo hinein sie auch falle,

fällt doch mein Wesen nie aus der ewig gütigen, milden, schützenden Vaterhand, in der jedes Meer ein Tropfen ist. (216)

Freunde! Schaudert ihr vor dem kalten Arm der Erde? Seyd getrost! Ihr werdet in ihm von der Last eurer Pilgrimschaft ausruhen, und auch der hier nicht viel schlafen konnte, wie sanft wird er hier sich legen! —

Der Thor klagt über das, was nicht zu ändern ist, der Weise sucht Bewegungsgründe, es zu tragen. Das Ende liegt immer im Anfange, so wie der Anfang im Ende — Die Sonne gehet auf und unter, und der Mensch ihr nach. Sich grämen, dass wir sterben müssen, heisst: sich grämen, dass wir sind. Durch Philosophie, der man durch Ton und Gebehrde nachzuhelfen verbunden ist, kann man des Todes Bitterkeit vertreiben, und, wenn Noth am Mann ist, selbst für Ehre und Vaterland sein Haupt hingeben. —

Unser Leben ist ein Quodlibet von Abwechselungen, ein Apriltag, und wenn Thoren es gleich für Mangel der Lebensart hal-

ten, an den Tod zu denken; so haben doch von jeher kluge Leute Todesbetrachtungen, als richtige Proben eines gut gerechneten Lebens, angesehen. (217)

Hippel.

Je mehr der Mensch natürlicher Weise den Tod fürchtet, und durch die Gewissheit desselben das Leben verbittert fühlt; desto mehr wünscht er, sich zu überzeugen, dass der Tod kein Uebel sey. (218)

Gruc.

Todt seyn, hat nichts Schreckliches; und in so fern Sterben nichts als der Schritt zum Todtseyn ist, kann auch das Sterben nichts Schreckliches haben. Nur so und so sterben, eben jetzt, in dieser Verfassung, nach dieses oder jenes Willen, mit Schimpf und Marter sterben, kann schrecklich werden, und wird schrecklich. Aber ist es sodann das Sterben, ist es der Tod, welcher das Schrecken verursachte? Nichts weniger; der Tod ist von allen diesen Schrecken das erwünschte Ende, und es ist nur der Armuth der Sprache zuzurechnen, wenn sie diese beyden Zustände,

den Zustand, welcher unvermeidlich in den Tod führet, und den Zustand des Todes selbst, mit einem und eben demselben Worte benennet. ([219])

Das Sterben kann kein Mensch an sich selbst erfahren (denn eine Erfahrung zu machen, dazu gehört Leben), sondern nur an Andern wahrnehmen. Ob es schmerzhaft sey, ist aus dem Röcheln, oder den Zuckungen des Sterbenden nicht zu beurtheilen; vielmehr scheint es eine blos mechanische Reaction der Lebenskraft, und vielleicht eine sanfte Empfindung des allmähligen Freywerdens von allem Schmerz zu seyn. — Die allen Menschen, selbst den Unglücklichsten oder auch den Weisesten, natürliche Furcht vor dem Tode ist also nicht ein Grauen vor dem Sterben, sondern, wie Montaigne richtig sagt, vor dem Gedanken gestorben (d. i. todt) zu seyn; den also der Kandidat des Todes nach dem Sterben noch zu haben vermeint, indem er das Kadaver, was nicht mehr Er selbst ist, doch als sich selbst im düstern Grabe, oder

irgend sonst wo denkt. — Die Täuschung ist hier nicht zu heben; denn sie liegt in der Natur des Denkens, als eines Sprechens zu und von sich selbst. Der Gedanke: ich bin nicht, kann gar nicht existiren; denn bin ich nicht, so kann ich mir auch nicht bewusst werden, dass ich nicht bin. ([220]) Kant

---

— Der reissende Strom des Lebens bringt uns immer und immer, mit stiller, aber unwiderstehlicher Gewalt, den Ufern der Ewigkeit näher. — Später oder früher kommt der Greis dahin, dass er, wenn er weise ist, das Leben für ein grosses Ungemach, und den Tod für eine Wohlthat ansieht. ([221]) Haller

---

Freudig wird auch das hohe Alter, und fröhlich müssen seine Tage hinfliessen, wenn der Greis auf seinem Gütchen den Segen überzählet, den er nachlässt, und den Lohn, der auch schon hier darauf folget. Rücksicht auf ein tugendhaftes und edel geführtes Leben kann keinen Menschen niederschlagen. Grosse Seelen erblassen nicht beym Anblick ihres

Grabes. — — Zurückziehen kann sich Jeder aus der Welt, nicht mehr aus dem Vergange-nen machen, als es werth ist, und in den Augenblicken, die er noch hat, die schon besessenen Kenntnisse von Gott und Tugend neu beleben und erweitern; und so wird er denn auch mit Festigkeit glauben an die Morgenröthe jenseits des Grabes, und den Tod weiter für nichts halten, als für sanften Sonnenuntergang des Lebens. (222)

Die Betrachtung unsers natürlichen Endes hat ihren gewissen Nutzen in Verbesserung des moralischen Zustandes der Menschen, und diesen Einfluss haben auch unchristliche Weltweise laut eingesehen. Aber selbst unser körperliches Wohl kann jene Betrachtung befördern helfen, wenn wir nicht bloss mönchische Meditationen über diesen Gegenstand anstellen, und das Schicksal der Lebenden vergessen wollen, während dem wir uns mit der Geisterwelt beschäftigen. — —

Warum stirbt nur der civilisirte Mensch mit dem appareil von so grässlichen Schrek-

ken, wenn inzwischen die ganze übrige Natur, die mehrsten so genannten wilden Nationen, ein paar Muskelverzerrungen abgerechnet, ohne alle die Ahndungen, welche bey uns den ganzen Lebenslauf schon vergällen, den letzten Aderschlag ruhig genug abwarten, und der natürlichen Auflösung keine künstliche Marter hinzugeschafft sehen dürfen? . . . Ist es wohl ein Vorzug für das aufgeklärtere Menschengeschlecht, dass uns übel verstandene Religionsbegriffe mit Bildern des Todes vollpfropfen, worunter wir unsere Gesundheit und die Ruhe des ganzen Lebens zusetzen, und dass die letzten Augenblicke des religiösen Menschen, gegen jene, des thierischen Menschengeschöpfes, in dem allerschlimmsten Verhältnisse erscheinen? . . . dass gewisse Menschen einen Theil ihres Lebens darauf verwenden, ihren Mitbrüdern den Tod ja recht fürchterlich vorzuschildern, weil sie, der gelindesten Auslegung nach, zu träge sind, den Gesunden bessere Gründe ihres Wohlverhaltens vorzulegen? — (223)

Joh. Peter Frank.

Keine Furcht macht unglücklicher, als die Furcht vor dem Tode. Sie fürchtet etwas, was ganz unvermeidlich ist, und wovor wir keinen Augenblick sicher seyn können; sie geniesst jede Freude mit Angst und Zittern; sie verbietet sich alles, weil alles ein Vehikel des Todes werden kann, und so über dieser ewigen Besorgniss, das Leben zu verlieren, verliert sie es wirklich. Keiner, der den Tod fürchtete, hat ein hohes Alter erreicht.

„Liebe das Leben und fürchte den Tod nicht," das ist das Gesetz und die Propheten, die einzige wahre Seelenbestimmung, um glücklich und alt zu werden. Denn auch auf das Glück des Lebens mag der nur Verzicht thun, der den Tod fürchtet. Kein Genuss ist bey ihm rein, immer mischt sich jene Todes-Idee mit ein, er ist beständig wie einer, der verfolgt wird, der Feind sitzt ihm immer auf den Fersen. Und dennoch gibt es so unzählige Menschen, die diese Gemüthskrankheit nicht los werden können. Für diese will ich hier einige Regeln angeben, die, wenn sie auch gleich keine metaphysische Tiefe haben sollten, ich doch als recht gute Hausmittel gegen

die Todesfurcht empfehlen kann, die ich aus Erfahrung als sehr wirksam kenne.

1) Man mache sich mit dem Gedanken an den Tod recht bekannt. Nur der ist in meinen Augen glücklich, der diesem unentfliehbaren Feinde so oft recht nahe und beherzt in die Augen gesehen hat, dass er ihm durch lange Gewohnheit endlich gleichgültig wird. Wie sehr täuschen sich die, die in der Entfernung des Gedankens an den Tod diess Mittel gegen die Todesfurcht zu finden glauben! Ehe sie sich's versehen, mitten in der lachendsten Freude wird der Gedanke sie überraschen, und sie desto fürchterlicher erschüttern, je mehr er ihnen fremd ist. Genug, ich kann nur den für glücklich erklären, der es dahin gebracht hat, mitten im Freudengenuss sich den Tod zu denken, ohne dadurch gestört zu werden, und man glaube mir es auf meine Erfahrung, dass man durch öftere Bekanntmachung mit dieser Idee und durch Milderung ihrer Vorstellungsart es darin zuletzt zu einer ausserordentlichen Gleichgültigkeit bringen kann. — „Wer den Tod nicht mehr fürchtet, der allein ist frey; es ist

nichts mehr, was ihn fesseln, ängstigen oder unglücklich machen könnte. Seine Seele füllt sich mit hohem unerschütterlichen Muthe, der selbst die Lebenskraft stärkt, und dadurch selbst ein positives Mittel wird, ihn zu entfernen.“

Noch hat diese Gewohnheit einen nicht unwichtigen Nebennutzen. Sie ist auch ein vortreffliches Hausmittel, tugendhaft und rechtschaffen zu bleiben. Bey jedem zweifelhaften Falle, bey jeder Frage, ob etwas recht oder unrecht sey, denke man sich nur gleich an die letzte Stunde des Lebens hin, und frage sich: würdest du da so oder so handeln, würdest du da wünschen, so oder so gehandelt zu haben? Eine Freude, ein Lebensgenuss, wobey man ruhig an den Tod denken kann, ist gewiss unschuldig. —

2) Mancher fürchtet weit weniger den Tod, als die Operation des Sterbens. Da macht man sich die allersonderbarsten Begriffe von der letzten Todesnoth, der gewaltsamen Trennung der Seele von ihrem Körper und dgl. mehr. Aber diess alles ist völlig ungegründet. Gewiss hat noch kein Mensch

das Sterben selbst empfunden, und eben so bewusstlos, wie wir ins Leben treten, eben so treten wir wieder heraus. Anfang und Ende fliessen hier wieder zusammen. Meine Beweise sind folgende: Zuerst kann der Mensch keine Empfindung vom Sterben haben, denn Sterben heisst nichts anders, als die Lebenskraft verlieren, und diese ist es eben, wodurch die Seele ihren Körper empfindet; in demselben Verhältnisse also, als sich die Lebenskraft verliert, verliert sich auch die Empfindungskraft und das Bewusstseyn; und wir können das Leben nicht verlieren, ohne zugleich oder noch eher (denn es gehören dazu zartere Organe) auch das Gefühl des Lebens zu verlieren. Und dann lehrt es auch die Erfahrung. Alle die, welche den ersten Grad des Todes erlitten und wieder zum Leben zurück gerufen wurden, versichern einstimmig, dass sie nichts vom Sterben gefühlt haben, sondern in Ohnmacht, in Bewusstlosigkeit versunken sind. — Man lasse sich nicht durch die Zuckungen, das Röcheln, die scheinbare Todesangst irre machen, die man bey manchen Sterbenden sieht. Diese Zufälle sind nur ängstlich für

den Zuschauer, nicht für den Sterbenden, der davon nichts empfindet. —

5) Man denke sich das Leben immer als das, was es ist, als einen Mittelzustand (der noch nicht selbst Zweck, sondern nur Mittel zum Zweck ist, wie die tausendfachen Unvollkommenheiten desselben hinlänglich beweisen), als eine Periode der Entwicklung und Vorbereitung, als ein Fragment unserer Existenz, durch das wir blos zu andern Perioden übergehen und reifen sollen. Kann uns denn der Gedanke wohl schrecklich seyn, diesen Uebergang wirklich zu machen, aus diesem Mittelzustande, aus dieser räthselhaften, zweifelsvollen, nie ganz befriedigenden Existenz, zu einer andern heraus zu treten? Ganz ruhig und furchtlos können wir uns dann wieder dem höhern Wesen überlassen, was uns eben so, ohne unser Zuthun, auf diesen Schauplatz setzte, und von ihm die fernere Leitung unsers Schicksals erwarten.

4) Auch wird der Gedanke an die Vorausgegangenen die Todesfurcht sehr mildern, an den Zirkel der Lieben, die unserm Herzen

nahe waren und es noch immer sind, und die uns gleichsam aus jenem dunkeln Lande freundlich zuwinken. (224)

Es ist Ein Angesicht Allem Leben gemeinschaftlich, das Angesicht des Todes. In Einem Werk vereinigen sich alle, auch die verschiedensten Naturen, in dem Werk der Zeugung und Verwesung. Die Dinge sind alsdann Eins mit ihrem Ursprung, und in und durch denselben Alle vereint. Diess ist die Feier des ewig neuen Frühlings, zu welcher was sonst stumm war, seine Stimme erhebt, was dunkel war, entflammt, was verschlossen, wird offenbar, und mit Stimme, Licht und Farben offenbaren sich die Wesen eins dem andern. Wir preisen aber zuerst die Nacht, die Ruhe Aller im gemeinschaftlichen Bette, ehe wir das Erwachen Aller beschreiben.

Die Bestimmung unsers Daseyns wird mit dem Tode nicht vollendet. Es ist uns alsdann noch eine Arbeit übrig zu vollenden, durch welche das vorübergegangene Leben

geweiht und geheiligt wird zur höheren Zeugung, die stille Arbeit in der Gruft. —

Diese letzte Verwandlung des Leibes, nach dem Tode, hat unserm Geschlecht in frühern, und nicht unwürdigen Zeiten, nicht minder wichtig geschienen, als andre Perioden unsers Daseyns. Die Leichname der geliebten Geschiedenen, waren der Vorwelt nicht gleichgültig, und man war bemüht, in kindlicher Einfalt, dem hülflosen Todten auch den letzten, stillen Uebergang in neue Jugend zu erleichtern. (225)

An dem Gesetz des Todes hängt das Gesetz der Erzeugung; an der fortdauernden allmäligen Verminderung des Geschlechts die Möglichkeit seiner fortdauernden allmäligen Vermehrung. „Und so ist denn der Tod der erste, der grösste Wohlthäter des Lebens.“ Denn nur durch ihn ist die Liebe da, die Schöpferinn unserer süssesten Freuden und unserer edelsten Vorzüge; nur durch ihn sind die einzelnen theuren Bande häuslicher Gesellschaften da, und das grosse der bürgerli-

chen Gesellschaft, das alle jene einzelnen Bande zusammenfasst, und sie in einen Knoten verschlingt; nur durch ihn ist jeder Vorzug des Geistes und Herzens da, der uns über den einsamen Wilden emporhebt, jede Verfeinerung und Veredlung durch Umgang, Wissenschaft, Kunst, jede sanfte, jede menschliche Tugend. — (226)

Engel.

„Es ist ein unvermeidliches Schicksal — primum statutum in magna charta — es ist eine immerwährende Parlamentsacte, mein lieber Bruder," sagte der alte Shandy, — „alles muss sterben." Aber es ist doch dieser Unterschied, dass Einige mit kaltsinniger Gleichgültigkeit, Andere mit Angst und Unruhe, Andere mit Ueberlegung und Zufriedenheit dem Tode entgegen sehen. Ich habe von jeder Klasse Leute sterben gesehen. Einige scherzten, so zu sagen, bis auf den letzten Athemzug; Andere ergaben sich in den Willen des Schöpfers, dem es etwa gefällig wäre, sie von der Welt abzufordern; Andere starben in dummer Gleichgültigkeit. Einige

bebten vor dem Gedanken des Todes, und schrien, so lange sie sich gegenwärtig waren, um Hülfe. —

Ich habe mehrmal die grösste Wirkung von Erziehung und Gewohnheit auch auf dem Sterbebette wahrgenommen. Leute, die in ihrem Leben lustig und entschlossen waren, konnten sich eben so leicht bey der Ankündigung des Todes fassen. — Rabelais scherzte, bis er starb. Der leichtsinnige Petronius starb, wie er gelebt hatte. Thomas Morus war lustig bis auf den Richtplatz: er reichte seinen Kopf munter dar. —

Andere haben sich dem Tode aus philosophischer Grossmuth ergeben. Sie kennen die Unbilligkeit der Verfolgungen der Welt, die Beschwernisse des Lebens, die Nothwendigkeit des Sterbens; sie stellen sich den Schöpfer als einen gütigen Vater vor. Aus solchen Gründen sehen sie dem Ende des Lebens eben mit solcher Gelassenheit entgegen, als ein philosophischer Minister, nach dem Tode seines Herrn, sich in seine Entfernung vom Hofe zu finden weiss. Man hat vielleicht noch nirgendwo und noch zu keiner

Zeit so häufige Beyspiele eines philosophischen Todes gesehen, als in neueren Zeiten bey der Französischen Nation, sowohl unter der Guillottine, als auf dem Schlachtfelde. Mit Freuden und stolzer Grossmuth ist der unschuldige Phokion zum Richtplatze gegangen. Socrates war eines wohlgeführten Lebens und einer künftigen Glückseligkeit überzeugt, daher rührte seine grossmüthige Todesart. So sterben Philosophen und wahre Helden! (227)

Für Tugend, Menschenrecht und Menschenfreyheit sterben,
Ist höchst erhabner Muth, ist Welterlöser-Tod:
Denn nur die göttlichsten der Heldenmenschen färben
Dafür den Panzerrock mit ihrem Herzblut roth.
Am höchsten ragt an ihm die grosse Todesweihe
Für sein verwandtes Volk, sein Vaterland hinan.

Dreyhundert Sparter ziehn in dieser Helden-
reihe
Durchs Thor der Ewigkeit den Uebrigen voran.
So gross ist auch der Tod für einen gu-
ten Fürsten,
Mit Zepter, Wag' und Schwert in tugendhaf-
ter Hand.
Wohl mag der Edeln Muth nach solchem
Tode dürsten:
Denn es ist Tod zugleich für Volk und Va-
terland.
Der Tod für Freund und Kind, und für
die süsse Holde
Ist, wenn nicht immer gross, doch rührend
stets und schön.
Denn es ist Todesgang, den, nicht erkauft
mit Golde,
Im Drange des Gefühls nur edle Menschen
gehn. (228)

Der Engel im Menschen hat, wie Gott, keine Zeit und Zukunft und kein sinnliches Verhältniss, sondern die Gegenwart der Ewigkeit, er handelt und wächst nicht nach Jah-

ren, und kennt keinen Verlust als den seiner eignen Achtung, nicht den widersprechenden seines Daseyns. —

Ziehet nur hin auf eure Blutgerüste, unter eure Opferthore, auf eure Tarpejischen Felsen, ihr grossen Seelen über der Erde — schwinget euch kühn auf die schwarzen Flügel des Todesengels, sie werden bunt entglimmen, wenn sie euch berühren und tragen — aber ihr seyd schon hinaufgetragen, Socrates, Leonidas, Morus, und ihr Ewigen alle. — (229)

Jean Paul.

Dem Menschen ward ein freyer Lebenssinn.

Was um ihn ist — es ist dem Daseyn hingegeben;
„Dem Menschen nur gab sich das Daseyn hin.“
Es ist der Freyheit fürchterliches Streben,
Das im Gefühl erdrückter Ruh erwacht,
Und plötzlich aufspringt, und das Leben,
Wie Bandendruck, hinschleudert in die Nacht.

Den edlen Jüngling Bion drängte
Sein Wüthrich hin zu einer Missethat;

Und als sie schwarz vor seine Seele trat,
Das Daseyn sich um ihn verengte,
Kein Retter seine Hand ihm bot;
Da blitzt' es auf in ihm, ein Leben wegzuwerfen,
Das eine Schandthat zu beflecken droht.
Es saust ein Sturm durch alle seine Nerven;
Das Leben kämpft; er wählt, verwirft und wählt den Tod.
Doch will er nicht zu rasch hinaus ins Dunkel greifen,
Nicht Stürme sollen ihn darnieder wehn;
Drey Tage soll die That in ihrer Knospe reifen,
Entschlossen will er untergehn:
Die dritte Nacht erscheint schwarz, wie die dunkle Pforte,
Der sich der Jüngling kämpfend naht,
Sein Tagebuch verrieth die letzten Worte,
Womit er seinen finstern Weg betrat.
Es rieseln schaudernde Gefühle
Kalt durch sein Herz. Er blickt in die Natur.
„Noch ein Mal" — ruft er aus — „hebt aus dem Fluthgewühle
Des Lebens sich mein Haupt, und weg ist meine Spur!

Zum letzten Male denn, ihr Himmelskerzen,
Zum letzten Mal blick ich zu euch hinaus;
Der hohe Weltgeist, der an seinem Herzen
Euch liebend trägt, verstösst mich nicht dar-
aus!
Nichts konnte von der Schmach mich retten,
Nichts, als die Flucht ins sichre Grab.
Noch schuldlos, werf' ich meine Ketten,
Natur, auf deinen Schooss hinab.
Ich zaudre noch? schon ist die Mitternacht
vorüber!
Und immer zaudr' ich noch? — Der Tod —
ein finstres Wort!
Ach! fiele noch ein Mal vom stillen Osten
dort
Ein schöner Morgenblick in meine Seel' her-
über:
Vielleicht—vielleicht——Sey stark, mein Geist,
wir müssen fort! ——"
Den Kampf der Freyheit ehrt, müsst ihr
die That auch tadeln!
Sagt, ob ihr ihn verdammen dürft,
Ihn, der in der Gefahr, sein Leben zu ent-
adeln,
Es rettend in den Arm des Todes wirft?

Das Daseyn fiel uns zu, die Freyheit wird errungen,
Von der die Tugend lebt. Die Geistesfrey-heit siegt,
Besiegt den Lebenstrieb, wenn Hehra, ganz durchdrungen
Von ihrer Mutterpflicht, zu Mali's Rettung fliegt.
Du bebst, du schauderst noch vor jener Ufer-stelle,
Wo kühn hinab die sanfte Hehra sprang,
Und mit dem Tod und der empörten Welle
Um ihre Mali kämpft', und zitternd sie errang.
Die Geistesfreyheit siegt: ein Brutus hört die Töne
Er fühlt die süssre Pflicht, und folgt der höhern Pflicht,
Wenn er mit nassem Blick am Blutaltar die Söhne
Den fodernden Gesetzen opfern lässt. —
Die Geistesfreyheit hebt den Schwung der grossen Seele;
Sie feiert in der Nacht, der dunkeln Kerker-höhle
Des Socrates ein lichtes Götterfest.

Es ist nichts Heiligers und Schöners,
Als ihr Triumph im Kerker des Atheners,
Dem die Vernunft den Schierlingstrank erwarb:
Zu frey, sich zu befreyn, nahm er den Trank
und starb. (230) Tiedge.

Erschüttert steh ich, weiss nicht, ob ich ihn
Bejammern, oder preisen soll sein Loos.
Diess Eine fühl ich und erkenn' es klar,
Das Leben ist der Gütter höchstes nicht,
Der Uebel grösstes aber ist die Schuld. (231)
Schiller.

Wenn nur der Scheidepunkt erst überschritten wäre! Mein Gott, wie verlangt mich nach dem Augenblick, wo die Zeit für mich aufhören wird, Zeit zu seyn; wo mich der Schooss des mütterlichen Alls und Nichts wieder aufnehmen wird, in dem ich damals schlief, als der Heinberg *) angespült wurde, als Epikur, Cäsar, Lukrez lebten und schrieben, und Spinoza den grössten Gedanken dachte,

*) Ein bekannter Berg bey Göttingen.

der noch in eines Menschen Kopf gekommen ist. (232) Lichtenberg.

Unter Blumen, im Dufte des röthlichen Abends,
in frohes
Lebens Genuss,
Das, mit glücklicher Täuschung, zu jugendlichem sich dichtet,
Ruh' ich, und denke den Tod.
Wer schon öfter als siebzig Mal die Lenze verblühn, sich
Immer einsamer sah,
Sollte der Vergesser des Todes seyn, des Geleiters
In die schönere Welt?
Wünschet' ich mir den Beginn zu erleben des neuen Jahrhunderts;
Wäre der Wunsch nicht ein Thor?
Denn oft säumet, zwischen dem Tod' und dem Leben, ein Schlummer-
Leben; ist nicht Leben, nicht Tod!
Und wie würde das mich bewölken, der immer sich jedem
Schlummer entriss!

Trennung von den Geliebten, o könnt' ich
deiner vergessen;
So vergäss' ich des Todes mit dir.
Doch; nichts Schreckliches hat der Gestorbne.
Nicht den Verwesten
Sehen wir, sehn nicht Gebein;
Stumme Gestalt nur erblicken wir, bleiche.
Ist denn des Mayes
Blume nicht auch, und die Lilie weiss?
Und entfloh nicht die Seele des blumenähnli-
chen Todten
In die Gefilde des Lichts,
Zu den Bewohnern des Abendsterns, der Win-
zerin, Maja's,
Oder Apollo's empor,
Zu der Arktur, Zynosura's, des Sirius,
oder der Aehre,
Asteropens, Zeleno's empor?
Oder vielleicht zu jenes Kometen! der flam-
mend vor Eile,
Einst um die Sonne sich schwang,
Welche der schöneren, die der Erde strahlet,
ihn sandte
Auf der unendlichen Bahn.

Glänzender flog der Komet, und beynah der
sendenden Sonne
Unaufhaltbar, so schnell
Schwang der liebende sich. Er liebt die Erde.
Wie freut er,
Als er endlich näher ihr schwebt,
Da sich des Wiedersehns! Zu der Erde schallt
ihm die Stimme
Aus den jungen Hainen hinab,
Aus den Thalen der Hügel, der Berge nicht;
und die Winde
Heisst er mit leiserem Fittige wehn:
Alle Stürme sind ihm verstummt, und am
ehernen Ufer
Schweigt das geebnete Meer. (233)

Wie dichtes Waldlaub flattern unsre Tage
Wohlthätig dunkel um den Lebenshain;
Doch fällt ein sanftes Himmelsblau herein
Auf den gesenkten Blick der Klage.
Wir schauen sehnsuchtsvoll empor:
Dann tritt durch das verhallende Getümmel
Der Gegenwart, mit seinem stillen Himmel,
Der Geist der Zukunft leis' hervor,

Berührt uns, wie das Wandeln theurer Manen,
Wenn ein Erinnrungstraum sich um die Seele
schwingt;
Er offenbart sich durch ein tiefes Ahnen
Des hohen Menschen, der im Menschen liegt,
Und weihet zum Genuss der höhern Lebens-
fülle
Die Einsamkeit, die mitten in der Fluth
Des Weltgewühls, wie eine stille,
Verhüllte Friedensinsel ruht.
Da ist das Hochland, da der Blick, um den
die hehre
Unendlichkeit in licht gefärbten Nebeln schwebt,
Aus welcher, wie aus grenzenlosem Meere,
Ein helles Morgenland sich nach dem andern
hebt. (234)

Tiedge.

Sink', o Sonne des Lebens, hinunter im röth-
lichen Westen!
Hinter der Scheidenden strahlt tröstend
das Spätroth herauf.
Heiliger Schimmer, du reichst an eines Tages
Aurore,
Welchen kein Nebel umwölkt, welchen kein
Abend beschränkt. (235)

Hoffgauten.

— Ach, so gern verweilet der himmelgeborne
Geist in der vaterländischen Heimath jenseits
der Gräber,
Wo nicht Könige hadern, und keine Krieger
verbluten,
Wo kein Dränger plaget und kein Bedrängter
erseufzet,
Wo nicht Schmerz und nicht Tod, und ihr,
Gräber der Todten! nicht mehr seyd,
Wo Elysium blüht, und paradiesische Wonne
Dich, süsstraurendes Herz, aus der Lethe des
Himmels erquicken. (236)

Jenisch.

Zum Tode habe ich weit mehr Beyspiele vor mir, als zum Leben. Wer sein Leben zu lieb hat, verliert es, und macht sich von einer Furcht abhängig, die uns von Menschen zu Sklaven entwürdigt. Die Hauptdinge, die ich verlasse, sind es nicht Geschenke der Natur, die mir nichts nehmen wird, was sie mir nicht reichlich wieder ersetzen sollte? Wer seine Besitzungen als Theile seines Wesens ansieht, versteht weder Tod noch Leben zu

schätzen; ich allein gehöre mir, und nichts ist so mein, als ich. Rechter Gebrauch meiner Kräfte und die Ausarbeitung derselben, sind die unsterblichen Güter, die ich jenseits des Grabes mitnehme. —

Wir sind hier, zu leben und zu sterben. — Zu leben ist schwer, zu sterben ist leicht; „doch niemand kann an den Tod weise denken, der nicht weise zu leben versteht.“ — — Der Frevler ist ein Knecht des Todes sein Lebenlang; und so nichtswürdig sein Leben ist, so affenartig liebt er es. Was hat er mehr, als die Handvoll Leben, die dem Weisen nichts gilt, dem Unweisen aber alles? Der Edle könnte sich fast freuen, die Ketten abzuschütteln, womit das Leben ihn fesselte; er weiss, es gilt das Land der Freyheit nach einem Wüstengange, wo ihm so selten Manna und Wachteln fallen und frisches Wasser aus einem Felsen spritzt. (237)

Hippel.

Wir würden alle den Tod schöner finden, wenn er unsere Hülle nur entseelte, nicht zerlegte — ferner, wenn wir die Trauer, die

uns geliebte fremde Gräber geben, nicht verwirrend in das Bild des unsrigen übertrügen — ferner, wenn wir uns nicht im Leben so recht wie in einem warmen häuslichen eingewohnten Neste fest gesessen hätten, aus dem wir nicht gern aufwollen in den hohen kalten Himmel — nnd endlich würden wir den Tod verschönern, wär' er uns versagt. Ich träumte einmal, durch Swift entzündet, von einem grossen Geiste, der ewig auf die Erde geschmiedet wäre.

Der unsterbliche Alte hatte fünf tiefe Wundenmale seines Unglücks; er war unglücklich im Frühling, weil uns dieser ewig durch eine höhere Hoffnung erfreuet und tröstet, als der runde Kirchhof der Erde erfüllen kann — er war's vor der Musik durch welche die ganze Unendlichkeit seines Herzens wach wurde, und der er zurief: „Sirene, im langen, langen Leben fand ich nichts von dem, was du versprichst;“ — er war's vor der Erinnerung der hohen Liebe, die in der hiesigen Welt nur keimen, und erst in der andern blühen kann — er war's vor der Sternen-Nacht, zu deren weit schimmernden Unermesslichkeit er

weinend hinauf klagte: „so leb' ich denn ewig geschieden von dir; und dass grosse Sonnen-und Erden-Universum steht über und unter mir, und der Koth einer kleinen Kugel hält mich fest!“ — er war unglücklich vor der Tugend, vor der Wahrheit und vor Gott, weil er wusste, in welcher Ferne sich der Erdensohn ihnen nähern kann. — — —

Wie in der wühlenden Stunde des Erdbebens, wenn Berge und Städte schwanken und das aufgeworfne Meer in hohen Wellen empor fährt, wie da fürchterlich das Luftmeer und der Himmel stille stehen, und kein Lüftchen über das Getümmel weht: so liegt über diesem lauten Leben und über unsern Seufzern und über dem Toben der Völker das Geisterreich stumm und fest eingehüllt, und nichts spricht mit dem einsamen Geist, als er selber. — — Aber der Tod wirft den tauben Körper und diese Erde weit von uns, und wir stehen frey und hell in der lichten Welt unsers Herzens und unsers Glaubens und unserer Liebe. —

Wenn du nun kommst zu mir, letzter Genius des Lebens: so werd' ich dich, dessen

schönes Angesicht und dessen glänzende Flügel so oft an meinem Schreibetisch offen standen, hoff' ich, noch kennen — und wenn ich's nicht mehr könnte, so wäre der Irrthum nur kurz — und ich werde sagen: nimm nur hin den leichten durchsichtigen Sommernachtsraum des Lebens, weiter ist nichts da! Und wenn du dann, wie wir schon bey kleinern Mysterien thun, das scheidende Auge verschleierst, und wenn nur noch ein Paar Träume in der leeren Seele wohnen: o so werd' ich, wenn ich kann, segnend an euch Menschen denken — denn ich hab' euch gewiss geliebt — und es wird mich da noch schmerzen, dass du arme so oft verwundete Menschheit noch so blutige Entwicklungen zu überstehen hast. Wenn die letzte Wolke dann dichter um das Auge zieht: dann kommt, ihr Jugendmorgen und Juniusnächte, ich werde die jungen Rosen in euren Händen schon kennen — und ihr gestorbenen Freunde, tretet nahe herbey; denn nur noch das schlagende Herz steht ja zwischen mir und euch — und wenn dann, was Geschick doch so vielen Scheidenden bescherte, ein inneres Tönen und Klin-

gen den entrinnenden Geist begleitete, so würd' er noch über diesem holden Frühling der Ewigkeit, über dieser ersten Erde weinend schweben und wünschen: lebt wohl, ihr Morgen und ihr Abende, ihr reichen Thäler und Berge, ihr Sternennächte, ihr Frühlinge und du ganze liebe Erde! — Und dann hab' ich sie verloren. — O, noch ruht sie so glänzend vor mir, und trägt die untergehende Sonne an ihrem Herzen — der Abend brennt hinter seinen Wolken auf den Bergen — die entfliehenden Lerchen singen dem künftigen Frühling entgegen — aus den vertrockneten Auen grünen die hohen Wintersaaten mit Frühlingssprossen auf — und ich gehöre noch der erfreuenden Erde an — — O, ich will in diesem Vorhof des Seyns noch thun, was der Schwache vermag. (238)

Jean Paul.

Wir bedauern die Todten, als fühlten sie den Tod, und die Todten haben doch Frieden. Aber das, das ist der Schmerz, dem keiner gleich kommt, das ist unaufhörliches Gefühl der gänzlichen Zernichtung, wenn un-

ser Leben seine Bedeutung so verliert, wenn so das Herz sich sagt: du musst hinunter, und nichts bleibt übrig von dir; keine Blume hast du gepflanzt, keine Hütte gebaut, nur dass du sagen könntest: ich lasse eine Spur zurück auf Erden. Ach! und die Seele kann immer so voll Sehnens seyn, bey dem, dass sie so muthlos ist! (239)

Bald ist's vorüber, und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die sich zu Schmerz und Lust in mir gefügt —
Und von dem mächt'gen Talbot, der die Welt
Mit seinem Kriegsruhm füllte, bleibt nichts übrig,
Als eine Handvoll leichten Staubs. — So geht
Der Mensch zu Ende — und die einzige
Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts,
Und herzliche Verachtung alles dessen,
Was uns erhaben schien und wünschens-
werth. — (240)

Der Entschluss, zu sterben, ist die reinste Darstellung der Oberherrschaft des Begriffs über die Natur. In der Natur liegt nur der Trieb, sich zu erhalten, und der Entschluss, zu sterben, ist das gerade Gegentheil dieses Triebes. Jeder mit kalter Besonnenheit ausgeübte Selbstmord — die mehrsten werden in einem Anfalle von Sinnlosigkeit ausgeübt, und über diesen Zustand lässt mit Vernunft sich nichts sagen — ein mit kalter Besonnenheit ausgeübter Selbstmord ist eine Ausübung jener Oberherrschaft, ein Beweis von Seelenstärke, und erregt, von dieser Seite angesehen, nothwendig Achtung. — Muth ist Entschlossenheit, auf die uns unbekannte Zukunft. Da der Selbstmörder alle Zukunft für sich vernichtet, so kann man ihm nicht eigentlichen Muth zuschreiben: es sey denn, dass er ein Leben nach dem Tode annehme, und diesem mit dem festen Entschlusse, was ihm dort nur begegnen könne, entweder zu bekämpfen, oder zu ertragen, entgegen gehe.

Welche Seelenstärke es aber auch erfordern möge, um sich zum Sterben zu entschliessen, so erfordert es doch eine noch weit hö-

here, ein Leben, das uns von nun an nichts als Leiden erwarten lässt, und das man an sich für nichts achtet, wenn es auch das freudenvollste seyn könnte, dennoch zu ertragen, um nichts seiner Unwürdiges zu thun. Ist dort Oberherrschaft des Begriffs über die Natur, so ist hier Oberherrschaft des Begriffs selbst über den Begriff: Autonomie, und absolute Selbstständigkeit des Gedankens. Was ausser ihm liegt, liegt ausser mir selbst, und geht mich nicht an. Ist jenes der Triumph des Gedankens, so ist dieses der Triumph seines Gesetzes; die reinste Darstellung der Moralität: denn es kann vom Menschen nichts höheres gefordert werden, als dass er ein ihm unerträglich gewordenes Leben dennoch ertrage. Dieser Muth fehlt dem Selbstmörder, und nur in dieser Beziehung kann man ihn muthlos und feige nennen. In Vergleichung mit dem Tugendhaften ist er ein Feiger; in Vergleichung mit dem Niederträchtigen, der der Schande und der Sklaverey sich unterwirft, blos um das armselige Gefühl seiner Existenz noch einige Jahre fortzusetzen, ist er ein Held. (241)

Fichte.

Sein Leben zu erhalten, ist Pflicht, und überdiess hat Jedermann dazu noch eine unmittelbare Neigung. Aber um deswillen hat die oft ängstliche Sorgfalt, die der grösste Theil der Menschen dafür trägt, doch keinen innern Werth, und die Maxime derselben keinen moralischen Gehalt. Sie bewahren ihr Leben zwar pflichtmässig, aber nicht aus Pflicht. Dagegen, wenn Widerwärtigkeiten und hoffnungsloser Gram den Geschmack am Leben gänzlich weggenommen haben; wenn der Unglückliche, stark an Seele, über sein Schicksal mehr entrüstet als kleinmüthig oder niedergeschlagen, den Tod wünscht, und sein Leben doch erhält, ohne es zu lieben, nicht aus Neigung, oder Furcht; sondern aus Pflicht; alsdann hat seine Maxime einen moralischen Gehalt. (242)

Kant.

Wer traulich sich mit Weib und Kind
und Freund
Des Seyns erfreut am blauen Sommertage.
Und nie bezweifelt, dass nach aller Klage
Im schönen Lande, wo man nicht mehr weint,

Der Tod auf ewig Lieb' und Wohl vereint;
Wer so, statt Leid und Freuden abzuwägen,
Geniesst des reichen Augenblickes Segen,
Der, der nur ist auf dieser Welt zu Haus,
Und ruhig lischt sein Lebensflämmchen aus.

(143) Battmann.

Häusliches Glück, du bliebst allein von des goldnen Alters
Paradiesischen Freuden zurück auf Erden und rufest
Oft sie alle vom Himmel zurück, wohin sie geflohen.
Unschuld, fröhlicher Muth, Eintracht und goldene Treue
Ha! sie steigen herab auf morgenröthlichen Wolken,
Gleich den strahlenden Göttergestalten der herrlichen Vorwelt,
Unter dem wirthlichen Dach zu wohnen mit ihren Geweihten.
Friede sichert den Heerd und facht die Glut mit dem Oelzweig,
Dass sie lodert und flammet gleich Vesta's ewigem Feuer.

Himmlische Grossmuth, reines Vertraun, voll-
herzige Liebe,
Sind des Hauses Penaten, und freundlich pfle-
get die Güte
Ihres Altars, und streut in die Flamme köst-
liches Rauchwerk.
Häusliche Ruh baut unter dem Dach ihr siche-
res Nest sich,
Und die Zufriedenheit würzt zum frohen Ge-
nusse das Leben.
Heiter und mild naht endlich der Abend, ein
freundlicher Herold,
Der den Beglückten verkündet des Tages ver-
klärteren Aufgang
Drüben in himmlischen Au'n. Die Fackel des
irdischen Hespers
Zittert, verlöscht, und mit breitem Gefieder
decket die Nacht sie,
Bis zum grossen Erwachen am festlichen Mor-
gen der Schöpfung.
Also fliesset ein klarer, melodisch rieselnder
Bach hin
Durch ein Ufer, worauf der Lenz ausruht in
den Blumen;

Tiefer im Thale verbirgt er sein silbernes
Haupt in der Erde
Kühlem Geklüft, um bald von neuem in schö-
neren Auen
Heller empor zu strömen, und über Perlen
und Goldkies
Durch ein Eden zu gleiten, wo rings ein ewi-
ger Lenz blüht. (244)

So leben, wie man wünscht zu leben,
Und, seines ganzen Lebens sich bewusst,
Die Freundeshand dem Tode geben:
So sterben, das ist eine Lust! (245)

Der Tod hat eine reinigende Kraft,
In seinem unvergänglichen Pallaste
Zu echter Tugend reinem Diamant
Das Sterbliche zu läutern und die Flecken
Der mangelhaften Menschheit zu verzeh-
ren. (246)

— — Gesegnet seyst du, Tod,
Sey nochmals mir gegrüsst, nicht Gothisches
Gespenst,

Nein, Friedensbothe mir! Die Leiden von
der Wiege
Bis an das Grab, die uns verfolgen, wer er-
trüge
Nur hundert Jahre sie? und ewig, ewig so,
Die Sidney am Schaffot, die Kepler auf
dem Stroh,
Nerone auf dem Thron, und Belisar auf
Krücken: —
Ein solch Tollhäuslerspiel Jahrtausende er-
blicken,
Wie, unterläg ihm nicht das arme Menschen-
herz?
O, süsse Hoffnung du, einst allen Gram und
Schmerz,
Der unser Herz beklemmt, im freundlich stil-
len Hafen
Das Grabes, vor dem Sturm geborgen, zu ver-
schlafen!
Der Nachen ruht im Sand; der Schiffer hört
nicht mehr
Das wogende Geräusch vom hohen Lebens-
meer;
Der Scheiternden Geschrey, ihr kläglich:
Rette! rette!

Schreckt nicht den Schläfer mehr aus seinem stillen Bette
Von Staub und Moos empor. Ja, wisse, Theophron,
Und böte Gott mir selbst, umstrahlt auf seinem Thron,
Von aller Glorie der morgenländ'schen Dichtung,
In einem Kelche, Tod und ewige Vernichtung,
Und in dem zweyten, hier Unsterblichkeit:
Ich griff' zum Kelche — der Vergessenheit.
Doch, Heil uns, Heil! Uns winkt die Heimath in der Ferne;
Nur Staub empfängt der Staub; den Geist erwarten Sterne. (247)

Dort ist der Himmel, wo so viel Sonnen und Erden derer warten, die nach ewigem Leben trachten. So wie der Sonnenstrahl unser Antlitz verkläret zum prachtvollen Glanze, so jene Aussicht die Seele! — Hoffnung ist elektrisches Feuer; wie geht der Schlag durch die Seele! — Auf dem abgestorbenen Kör-

per eines dürren Baumes sitzt eine Taube, den Oelzweig im Munde. „Unser Geist ist ein Zögling für ein immerwährendes Leben.“ — —

Der Menschen Wandel ist in Gott, der unsterblich ist. Der Vater des Lebens zieht nicht seinen Othem ab von Menschenkindern, die sein Bild sind. Gott lebt, auch Menschen werden leben. — —

Jeder ächte Gewinn scheint Verlust, und auch so der Tod. — — Das Erdenleben ist kurz und flüchtig, damit der Geist nicht aufgehalten werde, der so viel noch zu leben hat. — (248)

Ungewiss, gefährdet ist unsre Wanderschaft hienieden. In Absicht auf sie ist nur Eines uns gewiss, der Tod.

Wir sehen ihn nicht, wir werden nur inne, dass das Leben unsrer Genossen schwand, die erstarrte Hülle zurückblieb und Staub wird.

So der Mensch, so das Thier. Aber der Mensch empfindet in sich ein Leben, das nicht von der klopfenden Ader, nicht von

eingehender und ausgehender Luft abhängt. Er schaut mit dem Blick des Bewusstseyns auf sein Inneres zurück; er hat Vernunft. Er wendet ihn umher und fühlet das Leben des Lebens, Liebe.

Ob er durch Liebe mit der Urliebe verbunden werde? Oder ob seine Liebe sich auf sein eigenes Ich so zurükwende, dass er in allen Dingen, die ihm wohlgefallen, nur gröbere oder feinere Mittel des Selbstgenusses finde? Das entscheidet seinen ganzen Werth. (219)

— O Freunde, Freunde, was ist Glück? — ich suchte lange, fand es schwer . . . Ein Leben, das mit Ehre sinkt, ein Leben, das, wie einer Sonne Untergang, in tiefer Nacht noch Strahlen höheren Daseyns giebt — dem Dichter zur Begeisterung, dem kräftigen Mann zum Trost für kleine Zeiten und zur Gewissheit eigner Grösse wird; ein Leben, das, mit raschen Laufe von That zur That, nur eine allzu schnell gebrochne Bahn, und doch an Hoffnung gross für eine Zukunft jenseits scheint. Still ruht der Mann, ein Genius

weht um sein Grab, der Nebel, der es halb verbirgt, steigt wie ein Weihrauch auf, den die Natur ihm streut. — (250)

Wo sind die zahllosen Millionen, die hier Hüllen nahmen, und Hüllen ablegten? Der Urstoff der Hüllen ist noch da, aber die Unsterblichen sind verschwunden. Der Urstoff hat sich gefügt in neue Formen, sich angeschlossen an andere Wesen der Erde; der Unsterblichen keiner ist noch wiedergekehrt. O! wo ist das unentdeckbare, heilige Land, welchem der Tod die Geister zuführt? Wo wandeln sie in einem neuen Leben, nicht mehr gedrückt von irdischen Fesseln? — Jenseits Raum und Zeit, da ist die Wohnung der Ewigen, dort, wo keine Grenzen mehr sind, wo die Flügel der Zeit nicht hindringen, wo — vermag ich's zu denken? — kein wo, und kein wenn ist. Auch mich wirst du empfangen, namenloses Jenseits, und dürstend nach Unendlichkeit strebt dir mein ganzes Herz entgegen. Schön ist diese Erde, aber mein Herz gehört ihr nicht an; süss ist das

Gefühl des Lebens, aber mein Herz verlangt noch ein anderes Daseyn. — Bebe nicht, grosses, edles Herz, Herz voll unermesslicher Wünsche! Bebe nicht, dass dein Loos Geheimniss ist, dass tiefe Nacht vor dem Gebiete ruht, zu welchem schweigend die Zeit dich hinführen, und dann auf ewig verschwinden wird. Bleibe dir selbst treu, und Glaube und Hoffnung werden nie von dir weichen. Je mehr du mit dir selbst vertraut wirst, um so muthvoller gehst du den Geheimnissen deiner Zukunft entgegen. (251)

Lasst uns aus dem Leben ohne Murren weichen, und ohne etwas zu bedauern, indem wir die Welt noch alsdann mit Wohlthaten überhäuft zurücklassen. So verbreitet die Sonne, nachdem sie ihren Tageslauf vollendet hat, noch ein mildes Licht am Himmel; und die letzten Strahlen, die sie in die Lüfte schickt, sind ihre letzten Seufzer für das Wohl der Welt. (252)

Wanderer!
Gedenke, dass Vollkommenheit nicht wohnet
auf Erden.
War ich gleich nicht der Beste der Menschen,
Auch zu den Schlechten gehör' ich nicht.
Lob oder Tadel
Erreichen nicht den,
Der in der Ewigkeit ruht;
Aber süsse Hoffnung
Verschönt den letzten Augenblick
Dem, der seine Pflicht erfüllt':
Sie beglücket mich im Tode. (253)

Am Grabe enden Helden und Weichlinge! ein trübes Schreckbild ängstender Erhaltung diesen, und jenen ein stiller Ort, an dem das Schlimmste endet. So liegen Schwäche und Stärcke in Einer Sache — nur unsers Geistes besserer Sinn ergreift das Schöne. (254)

Was ist denn sterben? — Nichts
Als das Gesetz erfüllen der Natur
Sieh um dich her! was sie hervorgebracht
Verschwindet wieder. Blätter, Blüthen welken;
Der Stamm bricht endlich selbst. Die Sängerin
Die dich im Haine dieses Jahr entzückt,
Sie kehrt nicht wieder. Ihre Stimme schwand.
Jn der Natur geheime Schöpfungsstätte
Kehrt Alles wieder, neu sich zu gestalten,
Und was dem Staube angehört — wird Staub. —

Ich werde seyn — —
Dies Herz, der Geist — —
Sie bleiben unverändert. Liebend jenes,
Und dieser nur der Tugend Stimme hörend.
Wer ihr gehorchte, ist des Lohns gewiss!
Es spende ihn ein Minos richtend aus;
Es reiche ihn ein unsichtbarer Gott. (255)

Wer im mindesten auf die Veranstaltungen gemerkt hat, mit denen die Natur in diesem Leben ein werdendes Geschöpf ins Leben fördert, und es darin empfängt, würde sich für den ärgsten Thoren halten, wenn er auf die Veranstaltungen der Natur zum Empfang in ein anderes Leben nur rathen wollte. Hätte ein Mensch die Naturgesetze der Erzeugung, Geburt und Fortflanzung der Wesen von der Pflanze an bis zum Menschen hinauf nicht vor sich, und sollte sie a priori errathen; welches Gesetz würde er errathen? Würde ihm der von der Natur genommene Gang nicht vielmehr unglaublich scheinen? Und doch ist in der physischen Natur diess der merkbarste aller Triebe, auf den alles angelegt ist, dem alles dienet; denn eben der ist's, der das Kreisrad der Schöpfung im Gange erhält, und die Welt vor dem Tode bewahret. Ins Reich der inneren Kräfte, ins eigentliche Dispensatorium des Lebens zu dringen, ist keinem Sterblichen gelungen; es wird ihm auch nie gelingen, da die Schranken unsrer Organe uns deutlich vorstehen. — Wie thöricht-verloren wäre also jeder Gedanke,

der die Geburt der Seelen in eine andre Welt auch nur traumweise beschreiben wollte! Die scharfsinnigsten Köpfe, die sich hiermit abgaben, auf wie kindische Einbildungen sind sie gerathen! Der uns ungefragt hieher gebracht und für das Werden in diese Welt einen so unerwarteten Plan ersonnen hat, wird uns auch in eine andere Welt hinüber zu fördern wissen, wenn er unser bedarf. Was wissen wir? Das uns empfangende Medium kann bereit seyn, sobald sich unser Auge schliesst, und die Kräfte der Natur sind sich allenthalben allgenugsam. — Wir dürfen für sie nicht messen und zählen.

Aber, wie wir hinüber gehen? die Nemesis in unserm Herzen, die mit uns geht, sie stellet die Frage. Denn wenn Bewusstseyn nicht mit uns ginge, so lohnte es der Frage gar nicht; wir hätten sodann das Schicksal des zersplitterten Steins, der verweheten Asche. Wenn also vom zukünftigen Leben geredet werden soll, müssen wir's als Fortleitung und Resultat, als die umgekehrte Blattseite dieses Lebens betrachten; und so kann es wohl nicht gleichgültig seyn, was

wir hier in unser Buch schrieben? welchen lebensschwangern Keim der Zukunft wir mit uns nehmen? In einem Augenblick zu einer entgegengesetzten Natur verändert zu werden, kann Niemand erwarten.

Also nehmen wir, wenn sich der Faden fortspinnet, uns, wie wir sind, hinüber, und der Einschlag der Zukunft geschieht in und nach dem Gewebe, das wir mit uns brachten.

Mithin schuldlos und heiter von dannen zu gehen, keinen Ankläger und Rächer im Busen mit sich zu tragen, müsste jedes Vernünftigen Wunsch und Bestreben seyn, gesetzt sogar, dass er sich mit seinem Bestreben täuschte. Er ist nicht getäuscht; er hat den höchsten Wunsch erreicht, der in seiner Laufbahn zu erreichen war; er steht mit heiterm Blick und Zurückblick als Sieger ruhig am Ziele. (256)

Der Schwärmer thut oft sehr richtige Blicke in die Zukunft: aber er kann diese Zukunft nur nicht erwarten. Er wünscht diese Zukunft beschleuniget; und wünscht, dass sie

durch ihn beschleuniget werde. Wozu sich die Natur Jahrtausende nimmt, soll in dem Augenblicke seines Daseyns reifen. Denn was hat er davon, wenn das, was er für das Bessere erkennt, nicht noch bey seinen Lebzeiten das Bessere wird? Kömmt er wieder? Glaubt er wieder zu kommen? — —

Aber warum könnte jeder einzelne Mensch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen seyn? — Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterey der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel? — Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf Einmal so viel weg, dass es der Mühe wieder zu kommen etwa nicht lohnet? — Darum nicht? — Oder, weil ich es vergesse, dass ich schon da gewesen? Wohl mir, dass ich das vergesse. Die Erinnerung meiner vorigen Zustände, würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auch jetzt vergessen muss,

habe ich denn das auf ewig vergessen? — Oder, weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein? (257)

Mannigfaltig, wie die Vorstellungen von der Seele, waren von jeher Versuche zur Vereinigung unserer Wünsche und Interessen mit Systemen, welche sie zu zerstören schienen. So ist gezeigt worden, dass bey vorausgesetzten Untergang unserer ganzen Organisation, und bey der Unerweislichkeit eines unzerstörbaren Keims, die Pflicht, alles für die Nachwelt aufzuopfern, nicht weniger heilig seyn würde. Dieser durch Verwesung in das Pflanzenreich übergehende, durch Genuss wieder animalisirte, endlich wieder zum Menschenbild sprossende Körper, würde in freyer oder sklavischer Welt, in Barbarei oder Licht, wieder aufleben, so wie wir diese oder jene Zuflucht bereitet hätten. Der glückliche Tyrann, der Selbstmörder, wird der alles ordnenden, alles zusammenhaltenden, ersten Ursache,

durch den Tod nicht entgehen; in der durch ihn verdienten Lage der Dinge wird sie ihn wieder auf den Schauplatz rufen. Des vori-gen Daseyns mag er sich so wenig erinnern, als seiner ersten Kindheit: aber jedes Missbehagen an verdorbenem Weltzustand fodern ihn auf, für künftige Zeit einen bessern bereiten zu helfen. Hiefür geht kein Opfer verloren. Mit Recht Lessing: „Warum könnte jeder einzelne Mensch nicht mehr als Einmal in dieser Welt vorhanden gewesen seyn? Ist diese Meinung darum so lächerlich weil sie die älteste ist?“

Forsche nicht nach dem Wie. Ungewisses Licht —

Quale per incertam lunam, sub luce maligna,
Est iter in sylvis, ubi coelum condidit umbra
Jupiter, et rebus nox abstulit atra colorem —

das ist unser Theil! mehr wäre nicht verträglich mit unseres Lebens Genuss oder Erduldung; vielleicht, dass irgend einst eine Uebersicht der Laufbahn ist! Indess, o Mensch

von Erde und göttlichem Geist, genussreich, mühselig, eitel und ewig, wirf die unnützen Sorgen wohin sie gehören —

(There they alike in trembling hope repose)

The bosom of thy Father and thy God —

in den Busen des Allerbarmers, durch welchen du bist. (258)

Ist kein künftiges Leben für den Menschen, ist Tod für ihn Vernichtung: so hat er, der allenthalben Getröstete, für sein höchstes Seelenleiden nicht den geringsten Trost — so ist seine natürliche Sehnsucht nach Fortdauer ein wahrer Spott, den seine Natur mit ihm treibt — so ist seine Vernunft, die ihm Vorherwissen des Todes lehrt, die ärgste Strafe für ihn — so sind seine übergrossen Anlagen und Kräfte die sinnloseste Verschwendung — so ist er ein Thor, dass er sie weiter ausbildet und anwendet, als nur sinnlich-glücklich zu werden — so fällt aller Antrieb zu den edelsten Handlungen für ihn weg — so ist keine vollkommene Gerechtigkeitspflege der

sittlichen Welt — so ist Erde und Alles auf ihr am Ende platterdings ganz umsonst da.

Ist aber der Tod nicht Vernichtung für den Menschen, lebt der Mensch im Tode fort: so hat er für sein grösstes Leiden auch den grössten Trost — so wird sein edelster Trieb, wie alle seine übrigen Triebe, befriedigt — so ist die Vernunft für ihn das höchste Geschenk — so sind alle seine Anlagen und Kräfte ein Meisterwerk von Ebenmässigkeit — so ist er ein Weiser, wenn er sie rastlos ausbildet und anwendet — so hat er den stärksten Antrieb, in allen Lagen des Lebens gut zu bleiben — so ist die allervollkommenste Gerechtigkeitspflege in der sittlichen Welt zu hoffen — so ist das Seyn und die ganze Einrichtung der Erde das Erhabenste, was man sich denken kann — — kurz, so ist allenthalben Uebereinstimmung, statt dass sonst allenthalben Widerspruch wäre; Uebereinstimmung zwischen den Trieben des Menschen, Uebereinstimmung zwischen den Anlagen und Trieben des Menschen, Uebereinstimmung, in allen Anstalten, die um ihn her für ihn getroffen wurden, Uebereinstimmung in

der gesammten Erdenwelt selbst — überall
und überall die allervollkommenste, die aller-
bewundernswürdigste Uebereinstimmung. (359)

Der Mensch, der, in sich niederschauend,
Ein hohes Seyn in seinem Busen trägt,
Ist mehr, als Form; selbst bildend, selber
bauend,
Ist er's, der eine Welt in seinem Geiste trägt!
In ihm ragt diess umfangende Gewölbe
Durch die Unendlichkeit hinauf;
Erlischt diess hohe Seyn: wo flammt es als
dasselbe,
Mit allem, was es war, wo flammt es wie-
der auf?
Und doch wirft eine leichte Wunde,
Ein böser Hauch der Luft den Menschen in
das Grab;
Er stirbt mit jeder Lust, und eine jede Stunde
Reisst einen Theil von seinem Daseyn ab.
Von einem Tode schleicht zum andern
Das Leben hin, das stets sich selbst vermisst;
Und warum musst der Mensch durch tausend
Tode wandern? —

Weil auch ein tausendfaches Leben ist.
Durch Tode soll er leben lernen.
Die Erd' entsinkt, das Reich der Seelen thut
sich auf;
Die Sonn' erlischt, zu tausend Sonnenfernen
Winkt uns die dunkle Nacht hinauf.

Verlass den Laubensitz voll abgefallner
Blätter,
Tritt auf den Jura hin! vernimm dort die
Natur,
Diess grosse Lied von Gott, diess Heldenlied
für Götter!
Und fühle deine eigne Götterspur!
Wohin das Auge blickt, wie sich die Aus-
sicht weitet,
Wir ahnen einen grossen Sinn;
Die ganze Gegenwart, die uns umwogt, sie
deutet
Auf eine grosse Zukunft hin.
Vom Schimmerlicht am Sumpf, bis zu dem
Kranz von Tagen,
Der blühend durch den Himmel kreis't:
O, welche Fluth des Seyns! die tiefen Wo-
gen schlagen

Bedeutungsvoll an deinen Geist;
Bedeutungsvoll und innig spiegelt
Sich mehr als eine Welt in deinem Busen ab,
Wenn sich das Heiligthum der Nacht vor dir
entriegelt;
Und weihend steigt ein Genius herab,
An deine Hoheit dich zu mahnen,
Zu der du feierlich berufen bist.
Unendlichkeit kann nur das Wesen ah-
nen,
Das zur Unendlichkeit erkoren ist. (260)

Tiedge.

Was von dem Himmel flammt, was uns zu
dem Himmel erhebet,
Ist für den Tod zu gross, ist für die Erde
zu rein. (261)

Uhl. d. Aelt.

O! es ist der erhabenste Gedanke unter allen: ich werde, wenn ich jene erhabene Aufgabe übernehme, unser gemeinsames Brüdergeschlecht weiser und glücklicher zu machen, nie vollendet haben; ich kann also, so gewiss die Uebernehmung derselben meine Bestimmung ist, ich kann nie aufhören zu wirken,

und mithin nie aufhören zu seyn. Das, was man Tod nennt, kann mein Werk nicht abbrechen; denn mein Werk soll vollendet werden; und es kann in keiner Zeit vollendet werden, mithin ist meinem Daseyn keine Zeit bestimmt, — und ich bin ewig. Ich habe zugleich mit der Uebernehmung jener grossen Aufgabe die Ewigkeit an mich gerissen. Ich hebe mein Haupt kühn empor zu dem drohenden Felsengebirge, und zu dem tobenden Wassersturz, und zu den krachenden, in einem Feuermeere schwimmenden Wolken, und sage: ich bin ewig, und ich trotze eurer Macht! Brecht alle herab auf mich, und du, Erde, und du, Himmel, vermischt euch in wildem Tumulte, und ihr, Elemente alle, — schäumet und tobet, und zerreibet im wilden Kampfe das letzte Sonnenstäubchen des Körpers, den ich mein nenne; — mein Wille allein mit seinem festen Plane soll kühn und kalt über den Trümmern des Weltalls schweben; denn ich habe meine Bestimmung ergriffen, und die ist dauernder, als ihr; „sie ist ewig, und ich bin ewig, wie sie.“ (262)

Fichte

Nur das Dunkel der Nacht enthüllt uns die
höheren Welten,
Blendendes Sonnenlicht deckt sie mit
nichtiger Luft.
Also Vernunft: Die Erderleuchterin hellet die
Nähe,
Aber verbirgt uns das Land, welches dem
Glauben nur strahlt. (263)

Salis.

Mir lächelte die Welt,
Ich pflückte ihre Blumen,
Ich klimmte ihre Berg' empor,
Und breitete vom hohen luftigen Gipfel
Die Arme liebend aus.

Ach! aber ein unendlich Sehnen zog
Nach einer unbekannten Gegend mich,
Und ich rief weinend aus:
„Wo werd' ich finden, was ich suche?"

Ich sank in Freundes Arm,
Ich nannt ihn zärtlich Bruder!
An seinem Busen flossen meine Thränen,
An seinem Herzen schwieg mein Gram!

Der Tod zerriss den Bund vertrauter Seelen,
Das Grab verschlang mein Leben und mein
Glück —

Und ein unendlich Sehnen zog
Nach einer unbekannten Gegend mich,
Und ich rief weinend aus:
„Wenn werd' ich finden, was ich suche?“

Die Liebe trat zu dem Verlassnen,
Die Liebe sprach; „ich helfe dir!“
Und fest umschlang mit zarten Armen
Ein ewig theures Wesen mich.
Du schönes Licht in meiner Nacht!
Mein Engel in der Lebenswüste,
Du schwandest, wie ein Traumgesicht!

Und ein unendlich Sehnen zog
Zu einer unbekannten Gegend mich,
Und ich rief weinend aus:
„Ich finde nimmer, was ich suche!“

Der Sturm, der tief das Herz bewegt,
Wenn endet er?
Die Sehnsucht, die verlassen weint,
Wenn findet sie?

In stiller Nacht bey Sternenschein
Kommt Ruh in meine Seele,

„Gott schrieb des Glaubens Flammenschrift,
Der Hoffnung tröstungsvolle Worte,
An das Gewölbe seiner Nacht!“
Dort ist die Gegend, wo hinauf
Mich rastlos ein unendlich Sehnen zieht!
Dort werd' ich finden, was ich suche. (264)

Um Ort und Stunde deines künftigen Da-seyns gieb dir keine Mühe; die Sonne, die deinem Tage leuchtet, misset dir deine Wohnung und dein Erdengeschäft, und verdunkelt dir so lange alle himmlische Sterne. So bald sie untergeht, erscheint die Welt in ihrer grössern Gestalt: die heilige Nacht, in der du einst eingewickelt lagest und einst eingewikkelt liegen wirst, bedeckt deine Erde mit Schatten, und schlägt dir dafür am Himmel die glänzenden Bücher der Unsterblichkeit auf. Da sind Wohnungen, Welten und Räume. —

In voller Jugend glänzen sie,
Da schon Jahrtausende vergangen:
Der Zeiten Wechsel raubet nie
Das Licht von ihren Wangen.

Hier aber unter unserm Blick
Verfällt, vergeht, verschwindet alles:
Der Erde Pracht, der Erde Glück
Droht eine Zeit des Falles.

Sie selbst wird nicht mehr seyn, wenn du noch seyn wirst, und in andern Wohnplätzen und Organisationen Gott und seine Schöpfung geniessest. Du hast auf ihr viel Gutes genossen. Du gelangtest auf ihr zu der Organisation, in der du als ein Sohn des Himmels um dich her und über dich schauen lerntest. Suche sie also vergnügt zu verlassen, und segne ihr als der Aue nach, wo du als ein Kind der Unsterblichkeit spieltest, und als der Schule nach, wo du durch Leid und Freude zum Mannesalter erzogen wurdest. Du hast weiter kein Anrecht an sie: sie hat kein Anrecht an dich: mit dem Hut der Freyheit gekrönt, und mit dem Gurt des Himmels gegürtet, setze fröhlich deinen Wanderstab weiter. (265)

Herder.

Sollte die unsterbliche Seele wohl in der ganzen Unendlichkeit ihrer künftigen Dauer, die das Grab selber nicht unterbricht, sondern nur verändert, an diesen Punkt des Weltraumes, an unsere Erde, jederzeit geheftet bleiben? Sollte sie niemals von den übrigen Wundern der Schöpfung eines näheren Anschauens theilhaftig werden? Wer weiss, ist es ihr nicht zugedacht, dass sie dereinst jene entfernten Kugeln des Weltgebäudes, und die Trefflichkeit ihrer Anstalten, die schon von weitem ihre Neugierde so reizen, von nahem soll kennen lernen? Vielleicht bilden sich darum noch einige Kugeln des Planetensystems aus, um nach vollendetem Ablaufe der Zeit, die unserm Aufenthalte allhier vorgeschrieben ist, uns in andern Himmeln neue Wohnplätze zu bereiten. Wer weiss, laufen nicht jene Trabanten um den Jupiter, um uns dereinst zu leuchten? —

Es ist erlaubt, es ist anständig, sich mit dergleichen Vorstellungen zu belustigen; allein niemand wird die Hoffnung des Künftigen auf so unsichere Bilder der Einbildungskraft gründen. „Nachdem die Eitelkeit ihren Antheil

an der menschlichen Natur wird abgefordert haben; so wird der unsterbliche Geist, mit einem schnellen Schwunge, sich über alles, was endlich ist, emporschwingen, und in einem neuen Verhältnisse gegen die ganze Natur, welche aus einer nähern Verbindung mit dem höchsten Wesen entspringet, sein Daseyn fortsetzen.“ Forthin wird die erhöhete Natur, welche die Quelle der Glückseligkeit in sich selber hat, sich nicht mehr unter den äussern Gegenständen zerstreuen, um eine Beruhigung bey ihnen zu suchen. Der gesammte Inbegriff der Geschöpfe, welcher eine nothwendige Uebereinstimmung zum Wohlgefallen des höchsten Urwesens hat, muss auch sie zu dem seinigen haben, und wird sie nicht anders, als mit immerwährender Zufriedenheit, rühren.

In der That, wenn man mit solchen Betrachtungen sein Gemüth erfüllet hat; so giebt der Anblick eines bestirnten Himmels, bey einer heitern Nacht, eine Art des Vergnügens, welches nur edle Seelen empfinden. „Bey der allgemeinen Stille der Natur und der Ruhe der Sinne, redet das verborgene Erkenntniss-

vermögen des unsterblichen Geistes eine unnennbare Sprache, und giebt unausgewickelte Begriffe, die sich wohl empfinden, aber nicht beschreiben lassen.“. Wenn es unter den denkenden Geschöpfen dieses Planeten niederträchtige Wesen giebt, die, ungeachtet aller Reizungen, womit ein so grosser Gegenstand sie anlocken kann, dennoch im Stande sind, sich fest an die Dienstbarkeit der Eitelkeit zu heften: wie unglücklich ist diese Kugel, dass sie so elende Geschöpfe hat erziehen können! Wie glücklich aber ist sie anderer Seits, da ihr unter den allerannehmungswürdigsten Bedingungen ein Weg eröffnet ist, zu einer Glückseligkeit und Hoheit zu gelangen, welche unendlich weit über die Vorzüge erhaben ist, die die allervortheilhafteste Einrichtung der Natur in allen Weltkörpern erreichen kann! (266)

Kant.

Unterm stillen Blick der Sterne, vorm Angesicht des vertraulichen Mondes, sind auch Ahndungen in jene für uns unübersehbare Ferne so gross, so erhebend! Denken Sie einen Augenblick, mein Freund, dass unser

Sternengebäude, dem moralischen Zustande seiner Bewohner nach, so zusammen verbunden wäre, wie es seinem physischen Zustande nach unstreitig zusammen verbunden, und nur ein schwesterlicher Chor ist, der in verschiedenen Tönen und Proportionen, aber in der Harmonie Einer Kraft, seinen Schöpfer lobet; denken Sie, dass vom letzten Planeten bis zur Sonne hinauf es Gradationen der Geschöpfe, wie des Lichts, der Entfernung, der Massen, der Kräfte gebe (und nichts ist wahrscheinlicher als dieses); setzen Sie die Sonne nun als den grossen Versammlungsort aller Wesen des Systems, das sie beherrscht, so wie sie ja auch die Königinn alles Lichts und aller Wärme, aller Schönheit und Wahrheit ist, die sie überall den Geschöpfen gradweise mittheilet; sehen Sie die grosse Leiter, die alles hinaufglimmt, und den weiten Weg, den wir noch zu machen haben, ehe wir zum Mittelpunkt und Vaterlande dessen kommen, was wir nur in unserm Sternensystem Wahrheit, Licht, Liebe nennen. —

Wir, da unsere Erde so in der Mitte steht, sind vielleicht auch eben solche Mit-

telgeschöpfe, zwischen der dunkeln Saturnusart und dem leichten Sonnenlichte, dem Quell aller Wahrheit und Schönheit. Unsre Vernunft ist hier wirklich nur noch im ersten Anbruch; und mit unsrer Willensfreyheit und moralischen Energie ist's auch nicht weit her; gut also, dass wir nicht ewig auf dem Erdplaneten zu weilen haben, wo wahrscheinlich nicht viel aus uns würde. (267)

Herder.

Wie eine Zukunft schaut die Abendwelt,
Sie schaut uns an aus ihren tiefen Hallen,
Voll Sterne, die das weite Schlummerzelt
Des eingeschlafnen Tags, wie göldne Träum',
umwallen.
Da sieh das Zweygestirn, wie schön
Die beyden Sterne dort zusammen
Am Himmel auf und nieder gehn,
Und ewig sich einander hold umflammen!
Ob wir uns dort wohl wiedersehn?
Die grosse Liebe strahlt da droben ja so schön,
So sanft, wie sie hier unten waltet,
Die unsre Seelen trägt, und Seel' an Seele
schmiegt,

Und, tausendfach geliebt und tausendfach ge-
staltet,
Aus einer Seligkeit uns in die andre wiegt.
Die sichre Bürgschaft für den Himmel
Ist doch der Himmel hier in unsrer Brust. —
O Freund, ein grosses Wort! es heiligt
im Getümmel
Des Lebens den Gewinn, und tröstet den
Verlust! (266)

Tiedge.

Mich dünkt, wir können und sollen uns wegen der Zukunft mit einer allgemeinen Antwort begnügen, der Faden bricht nie ab. Wir werden dort fortsetzen, was wir hier angefangen, dort vollenden, was hier abgebrochen worden. Alles am Menschen verräth Unendlichkeit. — Will man aber umständlich wissen, unter welcher Gestalt wir fortdauern werden, in welcher Region, mit welchem ätherischen Leibe, mit welcherley Sinnen und Gliedmassen wir dort leben und weben werden? so tritt die bescheidene Vernunft, mit dem Finger auf dem Munde, zurück. Sie kann über das Umständliche unsers Schicksals

für den nächst kommenden Tag keine befriedigende Gewissheit geben; wie sollte sie es in dieser Entfernung, und nach einer solchen Umbildung unsers ganzen Wesens vorher zu sagen wissen, oder nur zu vermuthen wagen? (269)

Diess kann ich erkennen, dass ich mit allen Geschöpfen zur Ordnung und Eintracht geschaffen bin, und dass bey Zerstörung derselben mein Glück nicht bestehen könne. — Welchen Theil der Schöpfung ich aber ausmache, wie weit ich und meine Gattung in die Berechnung des Ganzen gekommen seyen? ob wir nirgends eine gegenseitige Grösse antreffen, die uns aufhält? — Soll ich entschieden? Nein. Soll ich den Gedanken meiner Fortdauer fahren lassen; die Hoffnung auf die Gestorbenen verlieren? — verlieren! Tröstlicher Gedanke der Unsterblichkeit! wir können dich nicht missen. Stille müssen wir warten, bis der Geber alles Guten und der Herr seiner Geschöpfe jedem unter uns „auf der vorgeschriebenen Höhe seine Befehle zu

eröffnen erlaubet.“ Lasset uns aber „rechtschaffen und in der Rechtschaffenheit glückselig seyn.“ (270)

Wer die Reise in das unbekannte Land so nahe vor sich hat, wie ich, dem ist ein wenig Vorwitz zu verzeihen, wie es darin aussehe, wie es ihm gefallen, und vornehmlich, wie er wohlbehalten hinein kommen werde. Ernsthaft zu reden, Freund Hegesias, es ist natürlich, dass ein Mann von meinem hohen Alter sich mit dem Gedanken an den Tod, und an das, was auf den Tod folgt, vertraut zu machen sucht. — Ich sehe ihm ruhig, oder vielmehr mit dem stillen Verlangen entgegen, womit man einen Freund erwartet, dessen Kommen gewiss, aber der Tag unbestimmt ist. Ich betrachte ihn als einen guten Genius, der mich, im schlimmsten Falle, zu einer ewigen Ruhe, aber wahrscheinlich an den Ort meiner künftigen Bestimmung, führen wird. Die schöne Ordnung und weise Zweckmässigkeit, die ich im Ganzen der Natur regieren sehe, lässt mich keinen Augen-

blick zweifeln, dass diese Bestimmung meinen Kräften und meiner innern Verfassung angemessen seyn werde. „Diess ist alles, was ich davon weiss und wissen kann; und es ist zu meiner Beruhigung genug.“ Indessen, warum sollt' es der Einbildungskraft, deren eigenthümliches Gebiet das unendliche Reich der Vermuthungen und vermeinten Möglichkeiten ist, nicht erlaubt seyn, weiter zu gehen, und mit harmlosen Träumen, aus hell-dunkeln Aufblitzungen und Vorgefühlen der künftigen Welt gewebt, die Ungeduld der Erwartung einzuwiegen! Lass es seyn, dass der müde Seefahrer, den nach einer langen Reise wieder Land zu sehen verlangt, bey heiterm Wetter ein duftiges Luftgebild am fernen Horizont für eine reizende Insel ansieht; sein Irrthum schadet Niemand, und gewährt ihm einige frohe Augenblicke. (271) Wieland.

Man trenne von den verschiedenen alten Volkslehren, und den ältesten philosophischen Hypothesen über das Leben nach dem Tode das offenbar Fabelhafte und Widersprechende,

das sie sammt und sonders mehr oder weniger mit sich führen, hebe dasjenige heraus, was ihnen sammt und sonders zum Grunde liegt, oder, welches eben so viel ist, sondere alles Gemeinschaftliche von ihnen ab, und setze es, wie billig, auf die Rechnung des gesunden Verstandes; und man wird zuverlässig für den Antheil desselben nicht mehr und nicht weniger übrig behalten, als den „Begriff eines guten oder schlimmen Schicksals nach dem Tode," welches von dem „sittlichen Wandel vor dem Tode bestimmt wird." So sehr jene Fabeln und Hypothesen diesen Begriff verunstaltet haben, so ist es doch augenscheinlich genug, dass sie den Schein von Wahrheit, den jede von ihnen eine Zeit lang behauptet hat, ursprünglich nur ihm allein schuldig seyn, und dass sie, unabhängig von seinem Grunde in der Vernunft, nicht das mindeste zu derjenigen Evidenz beytragen konnten, von welcher seine Verbreitung, die weiter als jede einzelne Volks-Religion und philosophische Sekte reichte, und seine Dauer, durch welche er sie alle überlebte — abhängen musste.

Dieser Begriff also, dessen moralischer Ursprung wohl keinem Zweifel unterworfen seyn kann, liegt derjenigen Ueberzeugung vom zukünftigen Leben zum Grunde, die vor allen historischen Traditionen und metaphysischen Speculationen da war (weil sie dieselben erst veranlasste), sich bey unaufhörlichen Veränderungen derselben unverrückt erhielt, und nach ihnen allen fortdauern muss; nachdem sie jenen Grad von allgemeiner Evidenz erreicht haben wird, zu welchem sie nur auf den Trümmern der Hyperphysik und Metaphysik empor steigen kann. (272)

„Reinigung des Herzens, Veredlung der Seele mit allen ihren Trieben und Begierden," das, dünkt mich, ist die wahre Palingenesie dieses Lebens, nach der uns gewiss eine fröhliche, höhere, aber uns unbekannte Metempsychose bevorsteht. (273)

— — Nichts begleitet uns hinüber;
Nichts als der gute Schatz, den ihr in euer Herz

Gesammelt, Wahrheit, Lieb' und innerlicher Frieden,
Und die Erinnerung, dass weder Lust noch Schmerz
Euch je vom treuen Hang an eure Pflicht geschieden. (274)

Wenige schnelle Minuten (wir Sterblichen nennen sie Jahre)
Wandeln wir über den Staub, welcher uns morgen bedeckt.
Wenige holde Gestalten begegnen uns; freudig erschreckend
Zittern wir ihnen ans Herz, schmiegen uns innig an sie.
Drey Mal krähet der Hahn; und was wir umarmten, ist Asche!
Ach, des Entzückens Krampf knickte das zuckende Herz.
Selig, wer himmelan stieg mit Adlerfittig des Glaubens!
Diese blühende Welt schrumpfet zum Stäubchen ihm ein.
Selig, wer über die Nebelgewölke des Erdballs hinaus schaut!

Jenseits ist lauteres Blau, jenseits erquickender Tag,
Selig, wem es gelang, die Stürme des Innern zu dämpfen!
Stürme von draussen, ihr krümmt nimmer dem Tapfern ein Haar.
Weissest du, was mich die Weisen, die todten und lebenden, lehrten,
Die von gestern und heut, die von Athen und von Rom?
Willst du die alte und neue und neueste Weisheit vernehmen?
Thu, was heischet die Pflicht: duldend erwarte, was kommt. (275)

Kurzgefasst.

Rasch tritt der Tod den Menschen an,
Es ist ihm keine Frist gegeben,
Es stürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reisst ihn fort vom vollen Leben,
Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muss vor seinem Richter stehen! (276)

Schiller.

Einst wägt, die Wagschal' in der gehobnen Hand,
Gott Glück und Tugend gegen einander gleich;
Was in der Dinge Lauf jetzt missklingt,
Tönet in ewigen Harmonien! (277)

„Wird es, nach der langen Nacht auf Erden,
Nimmer Tag jenseits der Gräber werden?"
Thor, ist dieser kleine Punkt die Welt?
— — An jenem grossen Tage
Löst sich jeder Missklang. — Duld' und trage! (278)

Wag', o Geist, den Ausflug in die Zonen
Hin' wo Wahrheit, Güte, Schönheit thronen,
Ewig sich der Kelch der Gottheit füllt;
Freyer blickt sich's hier in jene Ferne;
Zwischen Nebeln blitzen helle Sterne,
Die nur leicht der Zukunft Schleier hüllt.

Seyn mit dem, der ewig ewig liebet.
Wo Vielleicht an Wirklichkeit zerstiebet,
Ewig trinken aus der Liebe Quell!

Schönes Jenseits, wo das Licht der Wahrheit
Ueber Zweifel siegt, und reine Klarheit
Tagt in allen Herzen sonnenhell! —

Auch ein Traum — der lieblichste der Träume!
Süss, wenn selbst der holden Ahndung Keime
Nicht noch Frucht dereinst entsprossen kann!
Aber täuschet Er, der dich uns schenkte,
Dich zum Trost in Menschenherzen senkte?
Hohe Hoffnung, nein! Du bist nicht
Wahn! (279)

Harr' o Geist dann, bis in Lichtumglänzung
Dieses Lebens schönere Ergänzung
Aus des Todes düsterm Thale steigt,
Und vor des Geahndeten Erfüllung,
Vor der zarten Wünsche voller Stillung,
Aller Kummer, alle Sehnsucht schweigt. (280)

Der Glaube an die Unsterblichkeit, in Verbindung gebracht mit unsern edelsten Hoffnungen und Wünschen, mit der unerklärbaren, doch tiefempfundenen Harmonie zwischen unserm denkenden Geist und dem beseelten Universum — dieser Glaube ist nicht blos an-

ziehend und poetisch, sondern, geläutert von jeder willkührlichen Anwendung des Zeitbegriffs auf eine übersinnliche Fortdauer, wird er zugleich von der hochherzigsten Philosophie in Schutz genommen, und vor der scharfsinnigsten Spekulazion gerechtfertigt. —

Die veredelnde Metamorphose aller Wesen der Natur ist ein zu schönes Spiel der Phantasie, als dass es unser Gemüth nicht wenigstens in seinen zartesten Stimmungen leise und prophetisch ansprechen sollte. Alles was existirt, erscheint uns als Leben, das unter einer zufälligen Gestalt schwerer oder genialischer emporathmet. Nur jenes ist ewig, unerschaffen und unvertilgbar: ewig abwechselnd sind die Formen des Seyns. Der Stein mag sich veredeln zum blühenden Frühlingsmoos; das Veilchen zur Rose; diese Blume der Liebe zur schlagenden Nachtigall — und an diese Idee lehnt sich, wie an eine schützende Brustwehr, auch der zweifelnde, aber mit dem Unendlichen verbündete Geist, wenn der Sturm der Vernichtung hinanbraust gegen sein sinnliches Daseyn. (281)

Bernhardi

Was harret unser hinter jenen grauen
Gebirgen dort, die feuchter Nebel drückt?
Sind's Wüsteney'n ohn' Ende? sind es Auen,
Vom Licht umstrahlt, mit ew'gem Reiz ge-
schmückt?
Wir möchten gern ins Land der Zukunft
schauen,
Und fühlen uns durch nichts so hoch be-
glückt.
Der Geist versucht, aufstrebend, sein Gefieder;
Allein, ermattend, kehrt er immer wieder.

Was er zurück von seiner Wallfahrt
bringet: —
Es ist ein Bild, halb Schatten, halb Gestalt;
Ein Vorgefühl, das, schmeichelnd, ihn um-
schlinget;
Ein Ton, der leis' im Innern wiederhallt,
Je kühner er sich in die Wolken schwinget,
Um zu erspähn, was drüben wogt und wallt,
Je mehr verwirren, wie im bunten Traume,
Ihn die Gestalten aus dem fernen Raume.

Er hört, erstaunt, vom Wesen sonder
Schranken,
Das rastlos schafft und wirket und erneut;

Vom Samenkorn unsterblicher Gedanken,
Das, wuchernd, in der Erde Schoos gedeiht;
Von Zeugnissen, die wir der Vorwelt danken;
Von Tugendsinn, der seines Lohns sich freut:
Doch, alles wird der Zweifelsucht zum Raube;
Nichts bleibt ihm, als — der Einfalt frommer Glaube.

Ja, glauben soll, nicht wissen, nicht ergründen,
Der Sterbliche, so lang' er diesseits lebt.
Ist Licht sein Theil, er wird es jenseits finden,
Wo sich gewiss auch eine Sonn' erhebt.
Was mangelt uns in diesen Dämmergründen,
Um die der Hoffnung milder Schimmer schwebt?
Sie bietet uns Beruhigung und Frieden.
Zum Glück bedarf das Herz mehr nicht hienieden. (282)

Ein schöner Traum ist's vom zukünftigen Leben, da man sich im freundschaftlichen Genuss aller der Weisen und Guten denkt, die je für die Menschheit wirkten, und mit dem

süssen Lohn vollendeter Mühe das höhere Land betraten. (283) Herder.

Wenn es nie tugendhafte Menschen gegeben hätte, ich wäre erlegen, und hätte verzweifelt, bey der Uebergewalt des Erdschattens in unsern Herzen. — Aber diese grossen Menschen haben mich gelehrt, dass die menschliche Seele unsterblich sey, und unüberwindlich, wenn sie es seyn will, und nur den Muth hat, sich ihrer edlen Haut zu wehren. (284) Claudius.

Ja wohl ist unsere Erde im Schatten, Aber der Mensch ist höher als sein Ort; er sieht empor und schlägt die Flügel seiner Seele auf, und wenn die sechzig Minuten, die wir sechzig Jahre nennen, ausgeschlagen haben; so erhebt er sich und entzündet sich steigend, und die Asche seines Gefieders fällt zurück, und die enthüllte Seele kommt allein, ohne Erde und rein wie ein Ton, in der Höhe an — — Hier aber sieht er mitten im verdunkelten Leben die Gebirge der künftigen

Welt im Morgengolde einer Sonne stehen, die hienieden nicht aufgeht: so erblickt der Einwohner am Nordpol in der langen Nacht, wo keine Sonne mehr aufsteigt, doch um zwölf Uhr ein vergüldendes Morgenroth an den höchsten Bergen, und er denkt an seinen langen Sommer, wo sie niemals untergeht. (285)

Gott hat die Geheimnisse der Zukunft für den Menschen in undurchdringliche Schatten gelegt, damit der Raupe in ihrer Hülle wohl sey. Der Nebel, der um uns ist, ist von ihm selbst, und Segen unserer Natur, wenn wir darin ruhen. Wir verharren unser Inneres, wenn wir dem Schatten entweichen wollen, den Gott um uns gelegt hat. Er hat die Nacht gemacht, wie den Tag; warum willst du nicht ruhen in Gottes Nacht, bis er seine Sonne dir zeiget, die ewig kein Träumen hinter den Wolken, hinter denen er sie verborgen, hervor rufen wird? (286)

Im innigsten Gemüth des Menschen lebt Hoffnung; unsterbliche Hoffnung. Das Nichtseyn, auch mit aller Macht der Phantasie gedacht, giebt keinen Begriff; jeder Mensch von Gefühl, geschweige von menschlicher Gesinnung, sollte sich also scheuen, einen dergleichen Unbegriff, als Phantasma auszuschmükken oder zu prädiciren. Lasst leben, wer leben will; lasset ihn ewig leben. Froh und frey empfehle ich meinen Geist in die Hände des Vaters und entschlafe. —

Einer getrennten Liebe und Freundschaft, einer zerrissenen Familie Glaube und Hoffnung geht über das Grab hinüber. (287)

Herder.

Es drängt sich öfters unter den Geschäften und Freuden des Lebens aus der Brust eines jeden nur nicht ganz unedlen Menschen der Seufzer: unmöglich kann ein solches Leben meine wahre Bestimmung seyn, es muss, o es muss noch einen ganz andern Zustand für mich geben! Ein heiliger Mann sagt diess mit besonderer Stärke: sogar die Kreatur möchte sich sehnen mit uns, und seufzen im-

merdar, dass sie frey werde vom Dienste der Eitelkeit, dem sie unterworfen ist wider ihren Willen. Sage man es, wie man wolle, dieser Ueberdruss an dem Vergänglichen, dieses Sehnen nach einem Höhern, Bessern und Unvergänglichen, liegt unaustilgbar im Gemüthe des Menschen. Eben so unaustilgbar ertönt in ihm die Stimme, dass etwas Pflicht sey und Schuldigkeit, und lediglich darum, weil es Schuldigkeit ist, gethan werden müsse. Ergehe es mir auch, wie es immer wolle, sagt dann der in sich zurückgetriebene Mensch, ich will meine Pflicht thun, um mir nichts vorzuwerfen zu haben. Durch diese Ansicht allein wird ihm das an sich zum Ekel gewordene menschliche Thun und Treiben wieder erträglich. Die Pflicht gebeut nun einmal, sagt er sich, dass ich dieses Leben fortführe, und in ihm frisch und fröhlich vollbringe, was mir vor die Hand kommt; und so wenig Werth auch dieses Leben um sein selbst willen für mich hat, so soll es mir doch um der Pflicht willen heilig seyn. (288)

O Wahrheit! o Schönheit! o Tugend!
Heilige Dreyeinigkeit in des Endlichen
Herzen,
Du zweyte Welt in der ersten,
Du zeugest, wer wir sind, und wer wir
werden!

Ihr Guten und Weisen und Reinen.
Ihr Seelen ohne Schuld und ohne Freude,
Ihr Erquetschten in der Knospe! ihr Er-
stickten in der Blüthe!
Ihr zeuget, wer wir sind, und wer wir
werden! (289)

Das innere Universum (der Tugend, der Schönheit und der Wahrheit), das noch herrlicher und bewunderungswerther ist, als das äussere, braucht einen andern Himmel als den über uns, und eine höhere Welt, als sich an einer Sonne wärmt. Daher sagt man mit Recht nicht die zweite Erde oder Weltkugel, sondern die zweite Welt, d. h. eine andere jenseits des Universums.

Gione unterbrach mich: „Und jeder Tugendhafte und jeder Weise ist auch zu-

gleich ein Beweis, dass er ewig lebe.“ — „Und Jeder,“ fügte Nadine schnell hinzu, „der unverschuldet leidet.“

Ja, das ist's, sagt' ich gerührt, was unsere Lebenslinie durch die lange Zeit hindurchzieht. Der Dreyklang der Tugend, der Wahrheit und der Schönheit, der aus einer Sphärenmusik genommen ist, rufet uns aus dieser dumpfen Erde heraus und rufet uns die Nähe einer melodischen zu. Wozu und woher wurden diese ausserordentlichen Anlagen und Wünsche in uns gelegt, die bloss wie verschluckte Diamanten unsere erdige Hülle langsam zerschneiden? Warum wurde auf den schmutzigen Erdenklos ein Geschöpf mit unnützen Lichtflügeln geklebt, wenn es in die Geburtsscholle zurückfaulen sollte, ohne sich je mit den ätherischen Flügeln loszuwinden? — —

Diese Unförmlichkeit zwischen unserm Wunsche und unserm Verhältniss, zwischen dem Herzen und der Erde bleibt ein Räthsel, wenn wir dauern, und wäre eine Blasphemie, wenn wir schwinden. Ach, wie könnte die schöne Seele glücklich seyn?

Fremdlinge, die auf Bergen geboren sind, zehret in niedrigen Gegenden ein unheilbares Heimweh aus — wir gehören für einen höhern Ort, und darum zernaget uns ein ewiges Sehnen, und jede Musik ist unser Schweizer Kuhreigen. Am Morgen des Lebens sehen wir die Freuden, die den bangen Wunsch der Brust erhören, von uns entfernt aus späten Jahren herüber schimmern; haben wir diese erreicht, so wenden wir uns auf der täuschenden Stätte um, und sehen hinter uns das Glück in der hoffenden kräftigen Jugend blühen, und geniessen nun, statt der Hoffnungen die Erinnerungen der Hoffnungen. So gleicht die Freude auch darin dem Regenbogen, der am Morgen vor uns über den Abend schimmert, und der Abends sich über den Osten wölbt. — Unser Auge reicht so weit als das Licht, aber unser Arm ist kurz und erreicht nur die Frucht unsers Bodens.

— Und daraus ist zu folgern?

Nicht, dass wir unglücklich, sondern, dass wir unsterblich sind, und dass die zweyte Welt in uns, eine zweyte ausser uns

fordert und zeigt. Ach, was könnte man über dieses zweyte Leben, dessen Anfang schon so klar im jetzigen ist, und das uns so sonderbar verdoppelt, nicht sagen! Warum ist die Tugend zu erhaben, um uns selber und — was noch mehr ist — Andere (sinnlich-) glücklich zu machen? Warum nimmt mit einer gewissen höhern Reinheit des Charakters das Unvermögen zu, der Erde, wie man sich ausdrückt, Nutzen zu schaffen, wie es nach Herschel Sonnen giebt, denen Erden fehlen? — Warum wird unsere Brust von dem langsamen Fieberfeuer einer unendlichen Liebe für einen unendlichen Gegenstand ausgetrocknet und ausgehöhlt und endlich gebrochen und nur von der Hoffnung gelindert, dass diese Brustkrankheit wie eine physische einmal die Eisstücke des Todes überdecken und heben? —

„Nein," sagte Gione mit einem bewegtern Auge als Tone, „es ist kein Eis, sondern ein Blitz — wenn das Herz als Opfer auf dem Altare liegt, so fallt das Feuer vom Himmel und zerlegt es, zum Beweis, dass ihm das Opfer wohlgefallen." — —

Ich fuhr fort, aber alle Schlüsse waren jetzt zu Gefühlen verdichtet, Ja dann, wenn alle Wälder dieser Erde Lusthaine wären, alle Thäler Kampaner, alle Inseln selige, alle Felder elysische, und alle Augen heiter, ja dann — — nein, und auch dann hätte der Unendliche unserm Geiste durch diese Seligkeit den Eid ihrer Dauer gethan — aber jetzt, o Gott! da so viele Häuser Trauerhäuser, so viele Felder Schlachtfelder, so viele Wangen bleich sind, da wir vor so vielen welken — rothen — zerrissenen — und geschlossenen Augen vorüber gehen: o! könnte jetzt die Gruft, dieser rettende Hafen, blos der letzte einschlingende Strudel seyn? Und wenn endlich nach tausend, tausend Jahren unsere Erde an der nähern Sonnengluth ausgestorben und jeder lebendige Laut auf ihr begraben wäre, könnte da ein unsterblicher Geist auf die stille Kugel niederschauen, und den leeren Zeremonien- und Leichenwagen ziehen sehen und sagen: „drunten flieht der Kirchhof des armen Menschengeschlechts in die Krater der Sonne — auf dieser Brandstätte haben einmal viele Schatten und Träume und Wachsgestal-

ten geweint und geblutet; aber nun sind sie alle längst zerschmolzen und verraucht — fliehe hin in die Sonne, die auch dich auflöset, stumme Wüste, mit deinen eingesogenen Thränen und mit dem vertrockneten Blute!“ — Nein, der zerstochene Wurm darf sich empor krümmen gegen den Schöpfer und sagen: „du hast mich nicht zum Leiden schaffen dürfen.“

„Und wer giebt dem Wurm das Recht zu dieser Forderung?“ fragte Karlson.

Gione sagte sanft: „der Allgütige selber, der uns das Mitleiden giebt und der in uns allen spricht, um uns zu beruhigen, und der ja allein in uns die Ansprüche an ihn und die Hoffnungen auf ihn erschaffen hat.“ (290)

Aller Tod in der Natur ist Geburt, und gerade im Sterben erscheint sichtbar die Erhöhung des Lebens. Es ist kein tödtendes Princip in der Natur, denn die Natur ist durchaus lauter Leben; nicht der Tod tödtet, sondern das lebendigere Leben, welches, hinter dem alten verborgen, beginnt, und sich ent-

wickelt. Tod und Geburt ist blos das Ringen des Lebens mit sich selbst, um sich stets verklärter und ihm selbst ähnlicher darzustellen. Und mein Tod könnte etwas anderes seyn — meiner, der ich überhaupt nicht eine blosse Darstellung und Abbildung des Lebens bin, sondern das ursprüngliche, allein wahre und wesentliche Leben in mir selbst trage? — Es ist gar kein möglicher Gedanke, dass die Natur ein Leben vernichten solle, das aus ihr nicht stammt, die Natur, um deren willen nicht ich, sondern die selbst nur um meinetwillen lebt.

Aber selbst mein natürliches Leben, selbst diese blosse Darstellung des innern unsichtbaren Lebens vor dem Blicke des Endlichen, kann sie nicht vernichten, weil sie sonst sich selbst müsste vernichten können; sie die blos für mich und um meinetwillen da ist, und nicht ist, wenn ich nicht bin. Gerade darum, weil sie mich tödtet, muss sie mich neu beleben; es kann nur mein in ihr sich entwikkelndes höheres Leben seyn, vor welchem mein gegenwärtiges verschwindet; und das, was der Sterbliche Tod nennt, ist die sicht-

bare Erscheinung einer zweyten Belebung. Stürbe kein vernünftiges Wesen auf der Erde, das da nun einmal ihr Licht erblickt hätte, so wäre kein Grund da, eines neuen Himmels und einer neuen Erde zu harren: die einzig mögliche Absicht dieser Natur, Vernunft darzustellen und zu erhalten, wäre schon hienieden erfüllt, und ihr Umkreis wäre geschlossen. Aber der Akt, durch den sie ein freyes selbstständiges Wesen tödtet, ist ihr feyerliches aller Vernunft kundbares Hinüberschreiten über diesen Akt, und über die ganze Sphäre, die sie dadurch beschliesst; die Erscheinung des Todes ist der Leiter, an welchem mein geistiges Auge zu dem neuen Leben meiner selbst, und einer Natur für mich hinüber gleitet.

Jeder meines Gleichen, der aus der irdischen Verbindung heraus tritt, und der meinem Geiste nicht für vernichtet gelten kann — denn er ist meines Gleichen — zieht meinen Gedanken mit sich hinüber; er ist noch, und ihm gebührt eine Stätte. Indess wir hienieden um ihn trauern, so wie Trauer seyn würde, wenn sie könnte, im dumpfen Reiche

der Bewusstlosigkeit, wenn sich ihm ein Mensch zum Lichte der Erdensonne entreisst, ist drüben Freude, dass der Mensch zu ihrer Welt geboren wurde, so wie wir Erdenbürger die Unsrigen mit Freude empfangen. Wenn ich einst ihnen folgen werde, wird für mich nur Freude seyn; denn die Trauer bleibt in der Sphäre zurück, die ich verlasse.

Es verschwindet vor meinem Blicke, und versinkt die Welt, die ich noch so eben bewunderte. In aller Fülle des Lebens, der Ordnung und des Gedeihens, welche ich in ihr schaue, ist doch nur der Vorhang, durch den eine unendlich vollkommnere mir verdeckt wird, und der Keim, aus dem diese sich entwickeln soll. Mein Glaube tritt hinter diesen Vorhang, und erwärmt und belebt diesen Keim. Er sieht nichts Bestimmtes, aber er erwartet mehr, als er hienieden fassen kann und je in der Zeit wird fassen können.

So lebe, und so bin ich, und so bin ich unveränderlich, fest, und vollendet für alle Ewigkeit; denn dieses Seyn ist kein von aus-

sen aufgenommenes, es ist mein eigenes, einiges wahres Seyn und Wesen. (291)

Die Geschichte des Universum ist die Geschichte des Geisterreichs, und die Endabsicht der ersten kann nur in der letzten erkannt werden.

Die Seele, welche sich unmittelbar auf den Leib bezieht, oder das Producirende desselben ist, unterliegt nothwendig der gleichen Nichtigkeit mit diesem: eben so auch die Seele, so fern sie das Princip des Verstandes ist, weil auch diese sich mittelbar durch die erste auf das Endliche bezieht. Das wahre Ansich oder Wesen der blos erscheinenden Seele ist die Idee, oder der ewige Begriff von ihr, der in Gott, und welcher, ihr vereinigt, das Princip der ewigen Erkenntnisse ist. Dass nun dieses ewig ist, ist sogar nur ein identischer Satz. Das zeitliche Daseyn ändert in dem Urbilde nichts, und wie es nicht realer wird dadurch, dass das ihm entsprechende Endliche existirt, so kann es auch durch Ver-

nichtung desselben nicht weniger real werden oder aufhören, real zu seyn.

Dieses Ewige der Seele aber ist nicht ewig wegen der Anfang- oder wegen der Endlosigkeit seiner Dauer, sondern es hat überhaupt kein Verhältniss zu der Zeit. Es kann daher auch nicht unsterblich heissen in dem Sinne, in welchem dieser Begriff den einer individuellen Fortdauer in sich schliesst. Denn da diese nicht ohne die Beziehung auf das Endliche und den Leib gedacht werden kann, so wäre Unsterblichkeit in diesem Sinn wahrhaft nur eine fortgesetzte Sterblichkeit und keine Befreyung, sondern eine fortwährende Gefangenschaft der Seele. Der Wunsch nach Unsterblichkeit in solcher Bedeutung stammt daher unmittelbar aus der Endlichkeit ab, und kann am wenigsten demjenigen entstehen, welcher schon jetzt bestrebt ist, die Seele so viel möglich von dem Leibe zu lösen, d. h. nach Socrates, dem wahrhaft philosophirenden *).

Es ist daher Misskennen des echten Geistes der Philosophie, die Unsterblichkeit über

*) S. die aus *Platon's Phaedo* oben angefuhrte Stelle.

die Ewigkeit der Seele und ihr Seyn in der Idee zu setzen, und wie uns scheint, klarer Missverstand, die Seele im Tode die Sinnlichkeit abstreifen und gleichwohl individuell fortdauern lassen.

Wenn die Verwicklung der Seele mit dem Leibe (welche eigentlich Individualität heisst) die Folge von einer Negation in der Seele selbst und eine Strafe ist, so wird die Seele nothwendig in dem Verhältniss ewig, d. h. wahrhaft unsterblich seyn, in welchem sie sich von jener Negation befreyt hat: dagegen ist es nothwendig, dass die, deren Seelen fast blos von zeitlichen und vergänglichen Dingen erfüllt und aufgeblasen waren, in einen dem Nichts ähnlichen Zustand übergehen, und am meisten im wahren Sinne sterblich seyen: daher ihre nothwendige und unwillkürliche Furcht vor der Vernichtung, während dagegen in denjenigen, welche schon hier von dem Ewigen erfüllt gewesen sind, und den Dämon in sich am meisten befreyt haben, Gewissheit der Ewigkeit und nicht nur die Verachtung, sondern die Liebe des Todes entsteht.

Wird aber die Endlichkeit als das wahre Positive, und die Verwicklung mit ihr als die wahre Realität und Existenz gesetzt; so werden die ersten, welche sich von ihr als einer Krankheit am meisten zu befreyen getrachtet haben, nothwendig am wenigsten (in diesem Sinne) unsterblich seyn; diejenigen hingegen, welche sich hier auf das Riechen, Schmecken, Sehen, Fühlen und dem Aehnliches eingeschränkt haben, werden die ihnen erwünschte Realität ganz vollkommen geniessen, und, von Materie trunken, gleichsam am meisten, in ihrem Sinne, fortdauern.

Hat schon die erste Endlichkeit der Seele eine Beziehung auf Freyheit, und ist eine Folge der Selbstheit: so kann auch jeder künftige Zustand der Seele zu dem gegenwärtigen nur in diesem Verhältniss stehen — und „der nothwendige Begriff, durch welchen allein die Gegenwart mit der Zukunft verknüpft wird, ist der der Schuld oder der Reinheit von der Schuld.“

— Da die Selbstheit selber das Producirende des Leibes ist, so schaut jede Seele in dem Mass, in welchem sie mit jener behaftet,

den gegenwärtigen Zustand verlässt, sich aufs Neue im Scheinbild an, und bestimmt sich selbst den Ort ihrer Palingenesie, indem sie entweder in den höheren Sphären und auf bessern Sternen ein zweytes weniger der Materie untergeordnetes Leben beginnt, oder an noch tiefere Orte verstossen wird; so wie, wenn sie im vorhergehenden Zustande ganz von dem Idol sich gelöst und alles, was blos auf den Leib sich bezieht, von sich abgesondert hat, sie unmittelbar in das Geschlecht der Ideen zurückkehrt und rein für sich, ohne eine andere Seite, in der Intellectualwelt ewig lebt. (292)

Die Armen, die nichts kennen, als ihr dürftiges Machwerk, die der Noth nur dienen, und den Genius verschmähen, und dich nicht ehren, kindliches Leben der Natur! die mögen vor dem Tode sich fürchten. Ihr Joch ist ihre Welt geworden; Besseres, als ihren Knechtsdienst, kennen sie nicht; scheuen die Götterfreyheit, die der Tod uns giebt.

Ich aber nicht! ich habe mich des Stückwerks überhoben, das die Menschenhände gemacht, ich hab' es gefühlt, das Leben der Natur, das höher ist, denn alle Gedanken — wenn ich auch zur Pflanze würde, wäre denn der Schade so gross? —

Ich werde seyn. Wie sollt' ich mich verlieren aus der Sphäre des Lebens, worin die ewige Liebe, die allen gemein ist, die Naturen Alle zusammenhält? wie sollt' ich scheiden aus dem Bunde, der die Wesen alle verknüpft? Der bricht so leicht nicht, wie die losen Bande dieser Zeit. Der ist nicht, wie ein Markttag, wo das Volk zusammen läuft und lärmt und aus einander geht. Nein! bey dem Geiste, der uns einiget, bey dem Gottesgeiste, der Jedem eigen ist, und Allen gemein! nein! nein! im Bunde der Natur ist Treue kein Traum. Wir trennen uns nur, um inniger einig zu seyn, göttlicher friedlich mit allem, mit uns. Wir sterben, um zu leben.

Ich werde seyn; ich frage nicht, was ich werde. Zu seyn, zu leben, das ist genug, das ist die Ehre der Götter; und darum ist

sich Alles gleich, was nur ein Leben ist, in der göttlichen Welt, und es giebt in ihr nicht Herren und Knechte. Es leben um einander die Naturen, wie Liebende; sie haben Alles gemein, Geist, Freude und ewige Jugend.

Beständigkeit haben die Sterne gewählt, in stiller Lebensfülle wallen sie stets und kennen das Alter nicht. Wir stellen im Wechsel das Vollendete dar; in wandelnde Melodien theilen wir die grossen Akkorde der Freude. Wie Harfenspieler um die Thronen der Aeltetsen, leben wir, selbst göttlich, um die stillen Götter der Welt, mit dem flüchtigen Lebensliede mildern wir den seligen Ernst des Sonnengottes und der andern.

Sieh auf in die Welt! Ist sie nicht, wie ein wandelnder Triumphzug, wo die Natur den ewigen Sieg über alle Verderbniss feyert? und führt nicht zur Verherrlichung das Leben den Tod mit sich, in goldenen Ketten, wie der Feldherr einst die gefangenen Könige mit sich geführt? und wir, wir sind wie die Jungfrauen und die Jünglinge, die mit Tanz und Gesang, in wechselnden Gestalten und Tönen den majestätischen Zug geleiten.

Nun lass mich schweigen. Mehr zu sagen, wäre zu viel. Wir werden wohl uns wieder begegnen. — (293)

Ich nahm mit heisser Hand Karlsons seine und sah ihm mit nassen Augen in sein männlich-schönes Angesicht und sagte: „o Karlsson, auf welche blühende grosse Welt werfen Sie einen unermesslichen Leichenstein, den keine Zeit abwälzt! Sind zwey Schwierigkeiten *), die sich noch dazu nur auf eine nothwendige Unwissenheit des Menschen gründen, hinreichend, einen Glauben zu überwältigen, der tausend grössere Schwierigkeiten allein auflöset, ohne den unsere Existenz ohne Ziel, unsere Schmerzen ohne Erklärung und die göttliche Dreyeinigkeit in unserer Brust „(der Dreyklang der Tugend, Wahrheit und Schönheit)“ drey Plagegöttinnen und drey fürchterliche Widersprüche bleiben? — Vom gestaltlosen Erdwurm bis zum strahlenden Menschenangesicht, vom chaotischen Volke

*) Nämlich die Unwissenheit über unsere Verbindung mit dem Körper, und die über die Verbindung mit der zweiten Welt.

des ersten Tages bis zum jetzigen Weltalter, von der ersten Krümmung des unsichtbaren Herzens bis zu seinem vollen kühnen Schlag im Jünglinge geht eine pflegende Gotteshand, die den innern Menschen (den Säugling des äussern) führt und nährt, ihn gehen und sprechen lehrt und ihn erzieht und verschönert — und warum? damit, wenn er als ein schöner Halbgott sogar mitten in den Ruinen seines veralteten Körpertempels aufrecht und erhaben steht, die Keule des Todes den Halbgott auf ewig zerschlage? Und auf dem unendlichen Meere, worin der kleinste Tropfenfall unermessliche Kreise wirft, auf diesem hat ein lebenslanges Steigen des Geistes und ein lebenslanges Fallen desselben einerley Folge, nämlich das Ende der Folgen, die Vernichtung? Und da mit unserm Geiste nach demselben Grunde auch die Geister aller andern Welten fallen und sterben müssen, und nichts auf der von dem Leichenschleier und der Trauerschleppe überhüllten Unermesslichkeit übrig bleibt, als der ewig säende und niemals erntende einsame Weltgeist, der eine Ewigkeit die andere betrauern sieht: so ist

im ganzen geistigen All kein Ziel und Zweck, weil der in ein Universum aus succedirenden oder successiven Ephemeren in eine unsterbliche Legion aus Sterbenden zertheilte und zertragene Zweck der Entwickelung ja keiner für die verschwundenen Ephemeren, höchstens für die letzte wäre, die nie kommen kann. —

Und alle, alle diese Widersprüche und Räthsel, wodurch nicht blos alle Wohllaute, sondern alle Saiten der Schöpfung zerrissen werden, müssen Sie annehmen, blos weil sich zwey Schwierigkeiten, die unsere Vergänglichkeit eben so wenig auflöset, vor Sie stellen . . . Geliebter Karlsson, in diese Harmonie der Sphären nicht über, sondern neben uns, wollen Sie Ihren ewig schreienden Misston bringen! Sehen Sie, wie sanft und gerührt der Tag geht, wie erhaben die Nacht kommt — O, dachten Sie nicht daran, dass unser Geist glänzend einmal eben so aus der Grube voll Asche steigen werde, da Sie einmal den milden und lichten Mond gross aus dem Krater des Vesuvs aufgehen sahen? (294)

Jean Paul.

Ein Geschlecht von Zugvögeln, das, auf dieser tief im Blau des Aethers rollenden Weltkugel, einen kleinen Aufenthalt macht, und darauf seine Reise, wohin es ein himmlischer Instinct führt, zu andern Ufern, schönern Gefilden, bessern Firmamenten, weiter, immer weiter, fortsetzt: diess sind wir — diess ist unsre Bestimmung! Wir stehen auf den höchsten Gipfeln der Berge, auf dem Montblanc, auf dem Teneriff, auf dem Chimborasso — und: „weiter! weiter!“ ruft eine mit unserem geheimsten Sehnen still einverstandene Stimme, nach jenseits, wo der Sirius glüht, und wo des Hesperus stille Kerze sich anzündet! Diese Weltordnung — was sie mir auflegt — je heftiger der Widerspruch zwischen ihr und dem Gebot in meinem Innern ist — sie kann, sie darf nicht die letzte seyn! Dieser kleine Abend im Thal des Lebens — früh oder spät wird auch er seinen Morgen finden, und ein reines, unverletztes Bewusstseyn ist Alles, was ich von hier aus dieser Schattenwelt in eine schönere, bessere Weltordnung hinüber nehme! So geh' ich, mit einem versiegelten Brief, von Station

zu Station — mir selbst ein Räthsel; aber fest entschlossen, ihn nirgend, als an die Behörde abzugeben! (295)

Talus.

— Der grosse Mensch vollendet durch sein Andenken, was seine Gegenwart nicht vollbracht; Wohlthat fliesst in unerschöpflicher Fülle aus seinem Daseyn. Und so, meine Freunde, liegt der Wunsch nach Grösse in der Nähe eines Grabes, an dem der Geist zu seiner eigenen Verewigung sich aufschwingt. „Lebt wie Männer, und sterbt wie sie; so habt ihr das edelste Loos erreicht, das Menschen erreichen können.“ So folgt, wenn das Werk eurer Grösse längst dahin ist, nach Jahrtausenden euch noch die Thräne einer edlen Seele, die bey der Entartung eines fernern Geschlechts eure Tugenden sich wünscht, um eure Thaten mit glücklicherm Erfolge zu wiederholen.

Die Stille des Andenkens schlägt warm und hell wie Sonnenschein um der Edlen Grab. Wenn zwey Wanderer am hohen Mittag sich begegnen, und die Erinnerung ihrer

Heimat im einsamen Schimmer sich erneut, wenn die Blume am Abhang das Bild der Verlassenen, wenn das Rauschen des Laubes der Klageton der scheidenden Liebe wird; dann sinkt auf leiser Ahndung die Hülle der Zukunft. Unterm fliehenden Lichte bricht sich der Abend, und die Nacht ist vorhanden, ehe der Tag noch gezählt war. Der verlorne Laut ist jetzt dein einziger Gefährte, o Wanderer! so sinkt auch die Zeit. Die That ist verloschen, und der Name nur ein leises Gefühl im Herzen des Guten. (296)

Wenn ich einst das Ziel errungen habe,
In den Lichtgefilden jener Welt,
Heil der Thräne dann an meinem Grabe,
Die auf hingestreute Rosen fällt.

Sehnsuchtsvoll mit hoher Ahndungswonne,
Ruhig, wie der mondbeglänzte Hain,
Lächelnd, wie beym Niedergang die Sonne,
Harr' ich, göttliche Vollendung, dein!

Eil', o eile, mich empor zu flügeln,
Wo sich unter mir die Welten drehn,

Wo im Lebensquell sich Palmen spiegeln,
Wo die Liebenden sich wiedersehn.

Sklavenketten sind der Erde Leiden;
Oefters, ach! zerreisst sie nur der Tod!
Blumenkränzen gleichen ihre Freuden,
Die ein Westhauch zu entblättern droht. (297)

Ins stille Land!
Wer leitet uns hinüber?
Schon wölkt sich uns der Abendhimmel trüber!
Und immer trümmervoller wird der Strand,
Wer leitet uns mit sanfter Hand
Hinüber, ach! hinüber,
Ins stille Land?

Ins stille Land!
Zu euch, ihr freyen Räume,
Für die Veredlung! zarte Morgenträume
Der schönen Seelen! künft'gen Daseyns Pfand.
Wer treu des Lebens Kampf bestand,
Trägt seiner Hoffnung Keime
Ins stille Land.

Ach, Land! ach, Land!
Für alle Sturmbedrohten.
Der mildeste von unsers Schicksals Boten
Winkt uns, die Fackel umgewandt,
Und leitet uns mit sanfter Hand
Ins Land der grossen Todten,
Ins stille Land. (298) Salis.

— In den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durch-
schneiden,
Keine Thräne fliesst hier mehr dem Leiden;
Nur des Geistes tapf'rer Gegenwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
Schimmert durch der Wehmuth düstern
Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,

Stürzte sich, die Freunde zu befreyen,
Lebend in des Todtenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttinn List
Auf die will'gen Schultern des Verhassten,
Bis sein Lauf geendigt ist.

Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet,
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schweben,
Fliesst er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt
und sinkt,
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Chronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal. (299)

Schiller.

Hain! der von der Götter Frieden,
Wie vom Thau die Rose, träuft,
Wo die Frucht der Hesperiden
Zwischen Silberblüthen reift:
Den ein rosenfarbner Aether
Ewig unbewölkt umfleusst,

Der den Klageton verschmähter
Zärtlichkeit verstummen heisst!
Freudig schaudernd in der Fülle
Hoher Götterseligkeit,
Grüsst, entflohn der Erdenhülle,
Psyche, deine Dunkelheit;
Wonne! wo kein Nebelschleier
Ihres Urstoffs Reine trübt,
Wo sie geistiger und freyer
Den entbundnen Fittig übt!

Ha! schon eilt auf Rosenwegen,
In verklärter Lichtgestalt,
Sie dem Schattenthal entgegen,
Wo die heil'ge Lethe wallt;
Fühlt sich magisch hingezogen,
Wie von leiser Geisterhand;
Schaut entzückt die Silberwogen
Und des Ufers Blumenrand!

Kniet voll süsser Ahndung nieder,
Schöpfet; und ihr zitternd Bild
Leuchtet aus dem Strome wieder,
Der der Menschheit Jammer stillt;
Wie auf sanfter Meeresfläche
Die entwölkte Luna schwimmt,

Oder im Krystall der Bäche
Hespers goldne Fackel glimmt.
„Psyche trinkt, und nicht vergebens,
Plötzlich in der Fluthen Grab
Sinkt das Nachtstück ihres Lebens
Wie ein Traumgesicht hinab!“
Glänzender, auf kühnern Flügeln,
Schwebt sie aus des Thales Nacht
Zu den goldbeblümten Hügeln,
Wo ein ew'ger Frühling lacht.
Welch ein feierliches Schweigen!
Leise nur, wie Zephyrs Hauch,
Säuselt's in den Lorbeerzweigen,
Bebt's im Amaranthenstrauch!
So in heil'ger Stille ruhten
Luft und Wogen, also schwieg
Die Natur, als aus den Fluthen
Anadyomene stieg.

Welch ein ungewohnter Schimmer!
Erde! dieses Zauberlicht
Flammte selbst im Lenze nimmer
Von Aurorens Angesicht.
Sieh, des glatten Epheus Ranken
Tauchen sich in Purpurglanz!

Blumen, die den Quell umwanken,
Funkeln, wie ein Sternenkranz!

So begann's im Hain zu tagen,
Als die keusche Cynthia
Hoch vom stolzen Drachenwagen
Den geliebten Schläfer sah;
Als die Fluren sich verschönten,
Und, mit holdem Zauberton,
Göttermelodien tönten:
Seliger Endymion! (360)

Ich kenne kein anderes Mittel, mit Ruhe und frohem Muthe an den Tod denken zu können, als das Geheimniss des alten Socrates, das Bewusstseyn eines wohlgeführten Lebens. — Das Bewusstseyn, dass man nie Böses, immer nur das Gute gewollt und nach Vermögen gethan hat, setzt das Gemüth, vornehmlich in den letzten Stunden des Lebens, in eine heitere Stille, die ich einen Anfang der Seligkeit, welche uns die Religion verspricht, nennen möchte. Wer sich in diesen Augenblicken Gutes bewusst ist, traut der ganzen Natur Gutes zu, ist ohne

Furcht und Sorge für die Zukunft, und erwartet gelassen und getrost, was da kommen wird. Eine solche Seele senkt sich, wie ein Kind in den Busen der Mutter, mit voller Zuversicht in den Schoos des Unendlichen, und schlummert unvermerkt aus einem Leben hinaus, worin sie nie wieder erwachen wird. Diess ist, nach meiner Ueberzeugung, im reinsten Sinne des Wortes, was meine alten Griechen Euthanasia nannten, die schönste und beste Art zu sterben; und da sie von einer Bedingung abhängt, die immer in unsrer Gewalt ist, warum sollten wir uns vergebliche Mühe machen, den undurchdringlichen Vorhang wegzuziehen, der das Leben nach dem Tode vor uns verbirgt? — (301) Wieland

---

Die lieblichste Melodie um das Sterbelager des Weisen ist das noch vernehmliche Echo — nicht eines langen, sondern eines harmonisch verklungenen Lebens. (302) Reinhard.

O du, des Thoren Qual und Spott,
Idee von einem zweyten Leben,
Dich konnte nur ein Gott uns geben,
Denn dich verwirklicht nur ein Gott.
Du deckst, gleich einem Demantschilde,
Des Dulders Brust; ein heitrer Blick
In der Unsterblichkeit Gefilde
Versöhnet ihn mit dem Geschick.
Nicht um des Todes grausem Bilde
Zu trotzen, beym Jehovah! nein!
Nein, um sein Leben zu ertragen,
Bedarf der Sohn des Staubes dein.
O, hütet euch, um mich zu klagen,
Ihr Lieben, wenn von meinen Tagen
Der letzte wird entschwunden seyn.
Auch, wenn der Tod Vernichtung wäre,
So müsstet ihr durch keine Zähre
Des Freygelassnen Grab entweihn.
Doch, gleich dem holden Morgensterne,
Winkt uns aus heilig dunkler Ferne
Der neuen Freystadt Wiederschein.
Nach ihr erhebet eure Blicke,
Ihr Kinder, meines Alters Schmuck,
Wenn mich der Vater der Geschicke
Von hinnen ruft. Ein sanfter Druck

Der Hand, die oft ans Herz euch presste,
Liebkose meine kalten Reste;
Und wollt ihr meinen Tod begehn,
So weiht den Tag zum Freudenfeste,
Und widmet es dem Wiedersehn.
Nur sucht mich nicht in meinem Grabe;
Nein, mein Gedächtnisstempel sey
Die Halle, wo ich sorgenfrey
Mich oft mit euch gefreuet habe;
Hier feiert, den Agapen gleich,
Ein heitres Bundesmahl im Stillen,
Und les't des Vaters letzten Willen:
Seyd tugendhaft und liebet euch! (303)

Pfeffel.

— Er sprach von dem rechten Leben, das keinen Tod kenne, und das der Mensch in sich erzeuge. Er sagte, dass er obwohl ein alter Mann, weder zu sterben noch zu leben wünsche, weil man schon hier bey Gott seyn könne, sobald man nur Gott in sich habe — und dass wir müssten unsere heiligsten Wünsche wie Sonnenblumen ohne Gram verwelken sehen können, weil doch die hohe Sonne fortstrahle, die ewig neue ziehe und

pflege — und dass ein Mensch sich nicht sowohl auf die Ewigkeit zubereiten als die Ewigkeit in sich pflanzen müsse, welche still sey, rein, licht, tief und alles. (304)

Jean Paul.

Verzeichniss der Schriften

aus denen die Aussprüche dieser Anthologie genommen sind.

---

1) Aus dem Indischen Buche *Oupnekhat* (e persico idiomate in lat. convers. studio *Anquetil du Perron.* Argent. et Paris. T. I. p. 93. sq. 1801. 4.)

2) Aus dem Indischen Buche *Ezour-Vedam.* (übers. v. *I. Ith* unter dem Tit. die Sittenlehre der Braminen. Bern und Leipz. 1794. 8. S. 149 f.)

3) Aus dem *Indischen* (übers. v. *Fr. Schlegel* im Morgenbl. Jul. 1807).

4) Der Verf. des Buches *Hiob.* (K. 14. und 3. nach *Herders's* Uebers. im I Th. vom Geist der Ebr. Poes. S. 215 u. 236. Leipz. 1787. 8.)

5) Der Dichter des Psalmes XLIV. (a. d. Ebr. übers. von *I. E. C. Schmidt* in s. Uebersetzung v. *Koheleth's* Lehren etc.)

6) *Jesus Sirach* (Kap. XXXXI.)

7) Der Verf. von *Salomo's* Prediger, oder *Koheleth's* Lehren. (I. II. gleich zu Anf. VIII. 6 f. XII. 7. nach *I. E. Chr. Schmidt's* Uebers. Giessen. 1794. 8.)

8) *Homer.* (Ilias VI. v. 486 ff. nach *Voss'ens* Uebers.)

9) *Aeschylus*, der Tragiker (*Agamemn.* nach der Uebersetz. von *Halem.* Rost. 1796. 8. S. 279 f.)

10) *Sophokles*, der Tragiker. (*Ajas* v. 804 ff. nach *Christian von Stolberg's* Uebersetzung. B. II. Leipz. 1787. 8.

11) *Euripides* der Tragiker. (*Hekube.* V. 344 ff. nach *Bothe'ns* Uebersetzung. B. I. des verdeutschten *Euripides.* Berl. 1800. 8.)

12) *Euripides.* (*Iphig.* in Aulis etc. nach *Bothen's* Uebersetz. B. II. S. 136.)

13) *Sophokles.* (*Oed.* in Kol. v. 1510 ff. u. 1541 ff. nach *Fähsen's* Uebersetz. Bd. I. der übers. Trauersp. Leipz. 1804. 8.)

14) *Sophokles.* (*Oed.* in Kol. v. 1620 ff. nach *Christian von Stolberg's* Uebersetzung Bd. I. Leipzig 1787. 8. S. 352 f.)

15) *Agathias.* (Nach *Christ. von Stolberg's* Uebersetzung in d. Ged. a. d. Gr. S. 310.)

16) *Meleager.* (Analecta vet. poetar. graec. Argent. 1785. I. 30. CIX. ed. *Brunck.* Nach der Uebersetz. von *Jacobs* in seinem Tempe. B. II. S. 264. Leipz. 1803. 8.)

17) *Sophokles.* (Oed. in Kol. von 1705 ff. nach *Fähsen's* Uebersetzung.)

18) *Euripides* (*Alceste*, v. 454 ff. — 739 ff. — nach *Bothen's* Uebers. B. IV.)

19) *Herodot.* von Halicarnass. (Hist. L. VII. ex. edit. *Heresb.* Colon. 1562. p. 191. fol.)

20) *Sophokles.* (Oed. in Kol. von 1211 ff. nach *Fähsen's* Uebersetzung.)

21) *Aeschylus.* (Sieben geg. Theb. nach *F. L. von Stolberg's* Uebersetzung Hamb. 1802. 8. S. 120.)

22) *Mimnermos.* (Fragm. a. s. Elegien, nach der Uebersetzung von *Conz*, in d. Zeitsch. f. Philologie, herausg. v. *Haeff.* B. I. St. 1. S. 154 f. Stuttg. 1803. 8.)

23) *Phanokles.* (Fragm. a. s. Elegien, übers. v. *A. W. Schlegel* im Athenäum, Bd. I. St. I. S. 114. Berlin. 1798. 8.)

24) *Palladas.* (Analecta vet. poet. graec. II. 428. CIV. nach der Uebersetzung von *Jacobs*; S. 106.)

25) *Euripides.* (Fragment. b. *Marc. Aurel. Anton.* de se ipso. L. VII. 50.)

26) *Homer.* (Odys. XI. v. 218 ff. nach *Voss'ens* Uebersetzung.)

27) *Phocylides* aus Milete. (*ποίημα γνωμικὸν*, v. 100 ff.)

28) *Euripides.* (In Cresphonte S. *Cicer.* Tusc. Quaest. I. 48.)

29) *Leonidas* von Tarent. (Anal. vet. poet. gr. I. 136. LXIII. nach *Jacobs* Uebersetzung: S. 144.)

30) *Antiphanes*, der Komiker. (An. vet. poet. gr. II. 205. IV. nach *Jacobs* Uebersetzung. S. 116.)

31) *Euripides.* (*Alceste*, v. 777 ff. nach *Bothen's* Uebers.)

32) *Homer.* (Ilias VI. v. 146 ff. nach *Voss'ens* Uebersetz.)

33) *Simonides.* (An. vet. poet. gr. I. 145. CIV. nach *Jacobs* Uebersetzung. S. 101 f.)

34) *Aeschylus.* (*Agam.* nach *Halem's* Uebersetz. S. 262.)

35) *Theognis.* (An. vet. poet. gr. V. 981 — 986. nach *Jacobs* Uebers. S. 127.)

36) *Aesop.* (Anal. vet. p. gr. I. p. 76. nach *Jacobs* Uebers. S. 105.)

37) *Euripides.* (Die Herakliden, V, 864 ff. nach *Bothen's* Uebersetz. B. III. Berlin 1802.)

38) Ein *Ungenannter* in der Griechisch. Anthologie. (An. vet. p. gr. III. 245. CCCCLIII. nach *Jacobs* Uebersetzung. S. 143.)

39) *Sophokles.* (Oed. in Kol. v. 607 ff. nach *Fähsen's* Uebersetzung.)

40) *Leonidas.* (An. v. p. gr. I. 241. LXXIX. nach *Jacobs* Ueb. S. 145.)

41) *Sophokles.* (Die Trachinerin. v. 1055 ff. nach *Christ. v. Stollberg's* Uebersetzung.)

42) *Philetas.* (An. II. 524. nach *Jacobs* Uebersetz. S. 251.)

43) *Palladas.* (Anal. etc. II. 428 CIII. nach *Jacobs* Uebersetz. S. 107.)

44) *Aeschylus.* (*Agam.* nach *Halem's* Uebersetz. S. 290.)

45) *Sophokles.* (Die Trachiner. von 859 f. nach *Christ. v. Stolberg's* Uebers. B. II.)

46) *Diphilos,* der Komiker. (S. *Stob.* Sermon. CXX.)

47) *Euripides.* (Die Heraklid. v. 1016 ff. nach *Bothen's* Ueb.)

48) *Sotades,* der Komiker. S. *Stob.* Serm. CXVII.)

49) *Sophokles* (Antig. v. 519 f. nach *Fähse'ns* Uebers.)

50) *Leonidas.* (An. vet. poet. gr. I. 238. LXIX. nach *Jacobs* Uebers. S. 242.)

51) *Sophokles.* (Antig. v. 332 ff. nach *Fähsen's* Uebers.)

52) *Kallimachos* von Kyrene. (An. v. p. gr. 472. XLIX. nach *Christ v. Stollberg's* Uebersetzung in seinen Ged. a. d. Gr. Hamburg 1782. S. 317. 8.)

53) *Sophokles.* (In Scyriis, ein Fragment b. *Stob.* Sermont. CXXIII.)

54) *Simonides.* (Nach der Ueb. von *Christ. v. Stollberg* in d. Gedichten a. d. Gr. S. 296. ff.)

55) *Euripides.* (S. *Stob.* Serm. CXIX.)

56) *Pindares.* (II. Olymp. Siegsharmen. V. 56 ff. 107 ff. nach *Gottf. Fähsen's* Uebers. Penig. 1804. 8.)

57) *Archilochus.* (Nach *Chr. v. Stolberg's* Uebers. in d. Ged. a. Gr. d. S. 367.)

58) *Anaxagoras* von Klazomenae. (S. Stob. Serm. CXIX.)

59) *Socrates.* S. *Ciceronis* Tusc. Quaest. I. 39.

60) *Platon* (*Phädon* — nach *Fr. L. v. Stolberg's* Uebers. in den auserl. Gesp. d. *Plat.* Th. III. Königsberg. 1797. 8. S. 194 ff. 268 f.)

61) *Menander*, der Komiker. (S. Stob. Serm. CXX.)

62) *Philemon.* der Komiker. (Comicor. Gr. Sentent. ex ed. *Henr. Stephani*, 1569. 12. p. 402.)

63) *Epicuros.* (Epist. ad Menoecium. S. *Diog. Laert.* De vita et mor. Philosos. etc. L. X.)

64) *Euripides.* (Die Heraclid. V. 593. ff. nach *Fähsens* Uebersetz.)

65) *Arkesilas* aus Aeolien. (S. *Plutarch's* Trostschr. a. d. Apoll. in den mor. Abhand. Bd. I. S. 358. nach *Kaltwasser's* Uebers. Frankf. a. M. 1783. 8.)

66) *Menander.* (S. *Plutarch.* am ang. O.)

67) *Thucydides.* (De bello pelopon. etc. L. II. c. 42 sq.)

68) *Sophokles.* (*Ajas* etc. von 457 ff. nach *Chr. v. Stolberg's* Uebers.)

69) *Lysias*, der Attische Redner. (Epitaphische Rede etc. nach der Uebers. in *Wieland's* Att. Mus. Bd. I. S. 253 f. Zurich 1796 8.

70) *Sophokles.* (Antig. v. 451 ff. nach *Fähsen's* Uebersetzung.)

71) *Platon.* (Apolog. *Socrat.* Opp. T. I. pag. 28. edit. *Henr. Steph.* 1578. Fol.)

72) *Xenophon.* (Apol. *Socrat.* nach *Fr. L. v. Stolberg's* Uebersetzung, im angeführten W. S. 87 ff.)

73) *Plutarchos.* (*Phokion*, nach *Kaltwasser's* Uebersetzung der vergl. Lebensbeschreibung Th. VII. Magdeburg 1803. 8. S. 199 ff.)

74) *Platon.* (Gorgias. Opp. T. I. p. 512. ed. cit.)

75) *Xenophon.* (De *Cyri* Pers. rege institut. L. VIII. Opp. omn. ex edit. *Jo. Lewenklai.* T. II. Basil. 1572. Fol. p. 186 sqq.)

76) *Platon.* (De Republ. L. I. nach *Fähse'ns* Uebersetzung B. I. S. 216 f. Leipzig 1800. 8.)

77) *Aeschines*, der Sokratiker. (*Axiochos*, nach der Uebers. von *Conz*, im Mus. f. die gr. und röm. Litt. St. 1. Zürich, 1794. S. 73. f.)

78) *Platon.* (De republ. L. X. nach *Wolff's* Uebersetz. Bd. II. S. 302. Altona, 1799. 8.)

79) *Aeschines.* (*Axioch.* etc. nach der Uebersetzung von *Conz*, a. a. O. S. 82 f.)

80) *Moschion* von Syracus. (*Stob.* Serm. CCXXII.)

81) *Antiphanes.* (*Stob.* Serm. CXXII.)

82) *Euphronos*, der Komik. (Comicor. Sent. gr. et lat. per *Jacob Hertelium.* Basil. 8. p. 630.)

83) *Sophokles.* (Electra etc. v. 1191 sq. nach *Chr. von Stolberg's* Uebers. Bd. I.)

84) *Philemon.* (Comic. Gr. Sent. ex edit. *Henr. Steph.* p. 385 sq.)

85) *Demosthenes*, der Attische Redner. (Pro Corona, Edit. *Reiskii*, Vol. I. p. 558. Lips. 1770. 8.)

86) *Plutarchos.* (Trostschr. an d. *Apoll.* Bd. I. der mor. Abh. nach *Kaltwasser's* Uebersetz. S. 347 f.)

87) *Lucretius.* (De nat. rer. L. II. v. 998 sqq.)

88) *Epictetus.* (Enchirid. X.)

89) *Cicero.* (Tusc. Quaest. L. I. c. 38.)

90) *Lucretius.* (De nat. rer. L. III. v. 1036. sqq. 1091 sq. nach *Meineke'ns* Uebersetz. Bd. I. Leipz. 1795. 8.)

91) *Cicero.* Tusc. Quaest. L. I. C. 40. 41. 42: nach *Drück's* Uebersetz. im Mus. f. d. gr. u. röm. Litt. St. 1. Zürich 1794. 8.)

92) *Plutarchos.* (Aus dem Leben des *Kleomones*, nach *Jacob's* Uebersetz. im Woldem. Königsb. 1794. S. 194 ff.)

93) *Lukianos* von Samosata. (Lobschr. auf den *Demosth.* Theil VI. der sammtl. Werke nach *Wieland's* Ueb. S. 169 f. Lpz. 1789. 8.)

94) *Epictetus.* (*Arrian* de Epict. Disput. L. I. c. 1 et 2. nach *Schulzen's* Uebers. Th. I. Altona, 1801. 8.)

95) *Cicero.* (De legg. L. II. c. 14.)

96) *Lucretius.* (De Nat. rer. L. III. v. 944 sqq. nach *Rode'ns* Uebers. S. Philos. und aud. Gedichte aus dem Latein. Hamb. 1785. 8. S. 32 u. f.)

97) *Epictetus.* (Arrian. de Ep. disp. L. I. c. 27. L. III. c. 24 et 26. nach *Schulze'ns* Uebers. Th. I. u. II.)

98) *Horatius.* (Lib. II. Od. 14. nach *Ramler's* Uebers. Bd. I. Berlin, 1800. 8.)

99) *Propertius.* (Elegiar. 24. L. II.)

100) *Virgilius.* (Georg. II. v. 490 sq. nach *Voss'ens* Uebers. Altona, 1800. 8.)

101) *Tibullus.* (L. I. Eleg. 3. nach *Strombeck's* Uebers. Gött. 1799. 8.

102) *Ovidius.* (Lib. amor. L. III. Eleg. 9. nach *Strombeck's* Uebersetz.)

103) *Propertius.* (Elegiar. 13. L. II. nach der Uebers. in den Horen, Bd. 5. St. 3.)

104) *Tacitus.* (*Agricola*, c. 46. nach *M. Engel's* Uebers. Leipz. 1788. 8.)

105) *Horatius.* (L. I. Od. 4. nach *Eschen's* Uebers. Th. I. Zürich 1800. 8.)

106) *Lucretius.* (De nat. rer. II. v. 76 sq.)

107) *Horatius.* (Lib. II. Od. 3. verdeutscht von *Klamer Schmidt.* Halberstadt, 1820.)

108) *Propertius.* (Eleg. 27.)

109) *Virgilius.* (*Aeneis*, Ges. 5. v. 126 f. nach *Voss'ens* Ueb. Braunschweig, 1799. 8.)

110) *Horatius.* (L. III. Od. 24. nach *Ramler's* Uebersetz.)

111) *Publ. Syrus.* (Fragm. a s. Mimen. Siehe *Henr. Stephani* Comic. Graec. et Latin. Sent. p. 625. 1569. 16.)

112) *Horatius.* (Epist. ad *Alb. Tibullum.* P. I. ep. 4. nach *Wieland's* Uebersetz. T. I. S. 95. Leipz. 1790. 8.)

113) *Seneca.* (Epist. 101.)

114) *Cicero.* (Tusc. Quaest. L. I. c. 45.)

115) *Tacitus.* (Annal. L. XVI. c. 21. 34. 35. nach *Strombeck's* Uebers. Braunschw. 1816.)

116) *Seneca.* (In Thyeste. V. 367.

117) *Marc. Aurel. Antoninus* der Imperator. (De se ipso, L. IX. c. 3. L. IV. c. 17. nach der Uebers. von *Schultz.* Schleswig, 1799. 8.)

118) *Lukianos.* (Das menschl. Leben, nach *Wieland's* Uebers. im 6. Thl. d. sämmtl. W. S. 443.)

119) *Demetrius*, der Cyniker. (S. *Seneca* de provident. c. 5.)

120) *Epictetus.* (Enchiridion, c. 77.)

121) *Cicero.* (Tusc. Quaest. L. I. c. 49. nach *Drück's* Uebers.)

122) *M. Manilius.* (Astronom. L. IV. p. 110. ex edit. *Scalig.* 1590. 8.)

123) *Cicero.* (Somn. *Scip.* Fragm. ex libr. VI. de Rep. c. 3. 8.)

124) *Lucanus.* (Phars. L. 1. v. 453 sqq. nach *Rode's* Uebersetz.)

125) *Seneca.* (Consolat. ad *Polyb.* c. 28. Consol. ad *Martiam.* c. 20.)

126) *Julianus*, der Imperator. (*Ammian. Marcell.* Rer. gest. L. XXV. c. 3.)

127) *C. Plinius*, Secund. Major. (Hist. natur. L. VII. c. 7.)

128) *Cicero.* (De finib. bon. et mal. Lib. I. c. 15.)

129) *Seneca.* (Theb. Act. I. v. 186.)

130) *M. Val. Martialis.* (Epigr. II. 57.)

131) *C. Plinius Caecilius* Secund. (Epistol. I. 22. nach *Schäfer's* Uebersetzung, Bd. 1. Erlang. 1801. 8.)

132) *Cicero.* (Tusc. Quaest. L. I. c. 30. nach *Drück's* Uebers.)

133) *Lukianos.* (Das Lebensende des *Peregrin.* etc. a. d. Gr. übers. von *Wieland* im 3. Theil d. s. W. S. 72. Leipz. 1788. 8.)

134) *Julianus*, der Imperator. (*Ammianus Marcell.* Rer. gest. L. XXV. c. 3.)

135) *Marcus Aurel. Antonin.* (De se ipso, L. III. 7. L. XII. 32. 35. 36. nach *Reche's* Uebers. Frankf. 1797. 8.)

136) *Ossian*, der Celtische Dichter. (Letztes Lied, nach *Harold's* Uebers. im III. Bd. der Ged. *Ossian's*, S. 252 u. f. Düsseld. 1775. 8.)

137) *Boethius.* (De consolat. Phil. etc. Lib. III. nach *Freytag's* Uebersetzung. Riga, 1794. 8. S. 70 f.)

138) *Demetrius Cydonius.* (De contemnenda morte Orat. S. Doctrina recte vivendi etc. Basil. 1577. 8. p. 494. 530. 549.)

139) *Hierokles* von Alexandrien. (Comment. in Carm. *Pythag.* p. 91. 159. ex edit. *Curterii.* Par. 1583. 8.)

140) *Periander* von Corinth. (Dicta Sapient. e Graecis etc. ex edit. *Erasmi.*)

141) *Scheik Moslaeddin Saadv.* Ode. (Nach den Persischen Manuscripten der Konigl. Biblioth. zu Paris. Siehe Leben und Kunst in Paris von *Helmina v. Hostfer.* Th. II. S. 221. Weimar, 1806.)

142) *Ossian.* (Die Lieder v. *Selma*, nach *Goethe'ns* Ueb. im I. Bd. s. Schrift. Wien u. Lpz. 1787. S. 277 u. f. 281. *Selama*, ein neuentd. Gedicht, nach *Harold's* Uebersetz. im Bergisch. Taschenb. f. 1800. herausgeg. von *Aschenburg.* Dusseldorf.)

143) *Abul Casum Mahomet.* (S. Denkwürd. a. d. Leben *Al-Malich Al-Nasir Saladin's*, Sultans von Egypt. beschr. durch *Bohadin*, *Sjeddad's* Sohn, in d. allg. Samml. histor. Memoir. herausgegeb. von *Fried. Schiller.* Abtheil. I. Bd. III. S. 10. Jena. 1790. 8.)

144) *Abil-Ola*, der Arab. Dichter. (S. *Ed. Pocock* Specim. hist. Arab. Sive *Greg. Abul-Farati* Malat. de orig. et morib. Arab. Succincta narrat. p. 226. Oxon. 1658. 8.)

145) *Saadi.* (Gulistan sive Rosarium Persicum, ex edit. *Georg. Gentii.* Amstel. 1651. fol. nach *Herder's* Uebers. im VI. Th. d. zerstr. Blätt. S. 101. Gotha, 1797.)

146) *Ossian.* (Nach *Herder's* Ueb. im IV. Th. der zerstreut. Bl. S. 122. u. f.)

147) *Rabbi Eliezer Ben Jacob.* (S. *Bruck.* Histor. critica Philos. T. II. p. 816. Lips. 1742. 4.)

148) *Rabbi Jedaja Badraschi Hapnini.* (Bechinat Haolam [Prufung der Welt] ex edit. *Alard. Uchtmanni.* Lugd. Batav. 1668. 8.)

149) *Ossian.* (*Darthula*, nach *M. Denis* Uebers. d. Ged. *Ossian's.* Bd. III. S. 74. Wien, 1769. 4.)

150) *Mahomet.* (Alcorani text. Sure VI. ex edit. *Marraccii*, p. 106. Patav. 1698. f.)

151) *Francesco Petrarca.* (Opera quae extant omnia. Basil. 1581. fol. p. 895 sqq. nach *J. G. Müller's* Uebers. in den Bekenntnissen merkw. Manner v. s. selbst. Bd. I. Winterth. 1791. 8. S. 187 f.)

152) *Torquato Tasso.* (Befr. Jerusal. Ges. 3. St. 46. nach d. Uebersetz. von *Gries.* Jena, 1800. 4.)

153) *Erasmus* von Rotterdam. (Apophthegm. opus etc. Lugd. 1544. 8. p. 143 sq.

154) *Torquato Tasso.* (Befr. Jerusal. nach der Uebers. von *J. D. Gries.* Ges. III. Stanze 68 f.)

155) *Luis de Camoens.* Sonette. (A. d. Portugiesischen Uebers. in der Polychorda, Penig 1805.)

156) *Jacob Balde.* (De vanitate mundi. T. IV. Poemat. Colon. 1660. 8. nach *Herder's* Uebers. in s. Terpsich. Th. 3. Lübeck, 1796. S. 258).

157) *Petrarca.* Sonnete, nach *Herder's* Uebs. im I. Bd. von *Müller's* Bek. merkw. Männer. S. XXXVI. Winterth. 1791 8.)

158) *Balde.* (Lyr. L. II. Od. 23. nach *Herder's* Ueb. a. a. O. S. 173 f.)

159) *Math. Cas. Sarbievius.* (Lyricor. L. II. Ode. 7. Colon. 1721. p. 48. 8.)

160) *Balde.* (Lyr. L. II. Od. 47. nach *Herder's* Uebers. im ang. Werk. Th. I. S. 143.)

161) *William Shakspeare.* (*Julius Cäsar.* nach *A. W. Schlegel's* Uebers. im II. Th. d. dramat. W. Berlin. 1797. 8. S. 57.)

162) *James Thomson.* (Hymnus an Gott, als Schluss s. Jahreszeiten, a. d. Engl. übers. v. *Schubert.* Berl. 1789.)

163) *Thomas Gray.* (Der Dorfkirchhof. A. d. Engl. von *Kosegarten* übersetzt im 3. Bd. der Rhapsodien, S. 80 ff. Leipzig 1801. 8.)

164) *Alexand. Pope.* (Der sterbende Christ a. s. Seele A. d. Engl. übers. v. *Herder* im II. Th. s. zerstr. Blätt. S. 375 f. Gotha, 1786. 8.)

165) *Balde.* (Lyr. L. II. Od. 33. nach *Herder's* Uebers. a. a. O. S. 175 f.)

166) *Joseph Addison.* (*Cato*, Act. V. Sc. 1. S. d. VII. Bd. des Engl. Zuschau. herausg. von *Steele* und *Addison*, nach dem Deutschen Auszuge. Berl. 1783. 8.)

167) *Shakspeare.* (*Hamlet.* nach *A. W. Schlegel's* Ueb. Th. III. der dram. Werke, S. 232 f.)

168) *Eduard Gibbon.* (History of the declin. and fall of the Rom. emp. nach d. Uebers. v. *C. W. v. R.* Th. X. S. 342. Frankf. und Lpz. 1802. 8.)

169) *Mich. Montaigne.* (Les Essais. L. I. c. 19. nach *Bothen's* Uebers. Bd. I. Berlin, 1793. S. 132—143 f. 145 f.)

170) *Franc. Baco* von Verulam. (Serm. fid. S. Opera omn. Francof. ad M. 1665. fol. p. 1141 sq.)

171) *Bl. Bascal.* (Pensées etc. Amst. 1700. 8. p. 176.)

172) *Leibnitzi* (*Tent. Theod.* Pars I. §. 58. Op. omn. T. I. p. 160. ex edit. *Lud. Dutens.* Genev. 1768. 4.)

173) *Montaigne.* (Les Ess. L. II. c. 6. nach *Bothe's* Ueb. Bd. III. S. 91. ff.)

174) *Balde.* (Sylv. lyr. Lib. IX. Od. 12. nach *Herder's* Uebers. am ang. Ort. S. 202 ff.)

175) *Rousseau.* (*Emile.* T. I. Liv. 2. p. 116. sqq. à Amsterd. 1762. 8. nach *Cramer's* Uebers. Wien und Braunschweig 1789. S. 297 u. f. S. auch Nouvelle Héloise. P. 6. lett. II.)

176) *Buffon.* (Hist. natur. T. IV. p. 248 — 273. Deux-Ponts, 1785.)

177) *Benj. Franklin.* Kleine Schriften, a. d. Engl. übers. von *G. Schatz.* Th. II. S. 6. Weimar, 1794.)

178) *C. F. Volney.* (Die Ruinen, a. d. Franz. [v. *G. Forster*] S. 4. f. Berlin, 1792 8.)

179) *Norona.* (La Meurte, poema filosofica. S. Rapport sur les poësies espagnoles du Comte *Norona* par le *C. Cailhava*, lu à l'inst. nat. La Décade phil. etc. N. 11. Niv. an IX. 1801. p. 85 sq.)

180) Die Verf. der *Decript. des principal. pierres gravées du Cab. du Duc D'orl.* (T. I. à Paris, 1780. fol. p. 167 sq.)

181) *Chr. Meiners.* (Betracht. üb. d. Tod etc. im II T. s. vermischt. philos. Schrift. S. 236 und f. Leipzig, 1776. 8.)

182) *Karl Rechlin.* (S. d. Archiv d. Zeit, e. Monatsschr. Febr. 1797. Berlin.)

183) *Lessing.* (Wie d. Alten d. Tod gebildet, eine Unters. etc. S. 5 u. f. 10. Berlin. 1769. 4.)

184) *Herder.* (Wie d. Alten d. Tod gebild. Th. II. der zerstr. Blatt. Gotha, 1786. 8. S. 291 und 324 f.)

185) *K. Phil. Moritz.* (Götterl. oder mythолog. Dicht. der Alten. S. 110 u. f. Berlin 1791. 8.)

186) *Schiller.* (Die Götter Griechenl. in s. Gedicht. T. I. Leipz. 1803. 8. S. 215.)

187) *Goethe.* (Die natürl. Tochter. Trauersp. S. 122 f. Tübingen, 1804. 12.)

188) *Herder.* (Wie d. Alten d. Tod gebild. u. s. w. Th. II. d. zerstreut. Blatter, S. 296.)

189) *Lessing.* (Wie d. Alten den Tod geb. e. Untersuch. S. 87.)

190) *Herder.* (Wie d. Alt. d. Tod gebild. Th. II. der zerstr. Blatter. S. 276 u. ff.)

191) *Conz.* (Das Orakel der Weish. in seinen Ged. S. 247 u. f. Samml. I. Tüb. 1792. 8.)

192) *Kosegarten.* (Rahps. S. 212 f. Bd. I. Lpz. 1790. 8.)

193) *Hippel.* (Lebensl. nach aufsteig. Linie. Th. III. B. I. Berl. 1781. 8. S. 185 f.)

194) *J. J. Engel.* (Der Philos. f. die Welt. Th. III. S. 164. Berlin, 1800. 8.)

195) *Goethe. Hermann* u. *Dorothea.* Neue Ausg. Brauns. 1799. 8. S. 202 und f.)

196) *Hippel.* (Lebensl. nach aufsteig. Linie. Th. III. B. I. S. 191 ff.)

197) *Jean Paul Fr. Richter.* (Hesperus. T. I. S. 351 bis 353 u. f. Berlin, 1795. 8.

198) *Salis.* (Das Grab. Gedichte. Vierte verm. Auflage. S. 49 u. f. Zürich, 1800.)

199) *Fr. L. Graf zu Stollberg.* (Lied. in den Gedichten der Grafen *C.* und *F. L. von Stolberg.* Lpz. 1779. 8.)

200) *Jean Paul Fr. Richter.* (Hesper. Th. I. S. 100 und 331.)

201) *Herder.* (Das Grab in d. zerstreut. Bl. Th. VI. S. 92 ff.)

202) *Matthisson.* (Das Grab, im Nachtrag zu s. Ged. Zürich, 1799. S. 61 ff.)

203) *Salis.* (Der Gottesacker im Vorfrühling. Gedichte, S. 124 und ff. in der ang. Aufl.)

204) *Jean Paul Fr. Richter.* (Hesper. Th. III. S. 298 f.)

205) *Matthisson.* (Grablied, in s. Ged. Dritte vermehrte Aufl. S. 127. Zürich, 1794. 8.)

207) *Voss.* (Trost am Grabe; in s. Ged. Bd. I. S. 328 f. Hamb. 1785. 8.)

208) *Kosegarten.* (Des Grabes Furchtbark. und Lieblichk. in s. Poesien. Bd. II. Lpz. 1798. 8. S. 102 u. f.)

209) *Matthisson.* (Das Grabmahl; in dem Nachtrag zu s. Ged. S. 47.)

210) *C. A. Tiedge.* (Urania etc. Halle, 1801. 8. S. 172 f.)

211) *Kant.* (Anthropologie in pragm. Hins. Zweite verb. Aufl. S. 141 u. f. Königsb. 1800. 8.)

212) *Carl von Bonstetten.* (Ueber Tod und Unsterblichk. in s. Schrift. Bd. I. herausgeg. von *Matthisson.* Zürich, 1793. 8.)

213) *Schiller.* (Unsterblichkeit. Bd. III. St. 9. der Horen. S. 136.)

214) *J. Ith.* Vers. e. Anthropol. od. Philos. d. Menschen. nach s. körp. Anlag. T. II. S. 262. u. ff. Bern, 1795. 8.)

215) *Goethe.* (*Euphrosine* etc. in d. neu. Schrift. B. VII. Berlin, 1800. 8. S. 219 f.)

216) *John Baggesen.* Das Labyrinth. Eine Reise durch Deutschland, d. Schweiz und Frankreich Stück V. S. 422 und f. a. d. Dän. übers. v. *C. F. Cramer.* Altona u. Lpz. 1795. 8.)

217) *Hippel.* Lebensl. n. aufst. L. Th. III. Bd. II. S. 121. Bd. I. S. 166 f.)

218) *Garve.* (Vers. über versch. Gegenst. etc. Th. II. S. 39.)

219) *Lessing.* (Wie die Alten den Tod gebildet, eine Unt. etc. S. 60.)

220) *Kant.* (Anthropol. etc. zweite verbess. Aufl. S. 67.)

221) *Haller.* (Elem. Physiol. corp. humani etc. Tom. VIII. L. 30. Sect. 3. §. 12. Ed. 2. Laus. 1778. 4.)

222) *J. G. Zimmermann.* (Ueber d. Einsamkeit Bd. IV. S. 198 f. Lpz. 1785. 8.)

223) *Joh. Pet. Frank.* (Syst. ein. vollst. medicin. Polizei etc. Bd. IV. Abtheil. 2. Abschn. 4. §. 1. 7. Mannheim, 1788. 8.)

224) *Chr. W. Hufeland.* (Die Kunst, das menschliche Leb. zu verlang. S. 393 und ff. Jena, 1797. 8.)

225) *G. H. Schubert.* (Ahndungen einer allgem. Geschichte des Lebens. II. Th. I. Bd. S. 4. Leipz. 1807.)

226) *Engel.* (Der Philosoph für die Welt. Th. III. S. 228 f.)

227) *M. A. Weikard.* (Der philos. Arzt. Bd. I. S. 200 u. f. Neue Aufl. Frankf. a. M. 1798. 8.)

228) *Bürger.* (Die Tode etc. in sein. sämmtlich. Schriften, herausgeg. von *Reinhard.* Bd. II. Göttingen, 1796. 8.)

229) *Jean Paul Fr. Richter.* (Der 17. Juli, oder *Charlotte Corday.* Ein Taschenbuch f. 1801. herausg. v. *Fr. Genz, Jean Paul u. J. H. Voss.* Braunschw. S. 138. 12.)

230) *Tiedge.* (Urania. S. 193 ff.)

231) *Schiller.* (Die Braut v. Mess. Ein Trauersp. Tübing. 1803. 8. S. 162.)

232) *G. Christ. Lichtenberg.* (Vermischte Schriften etc. Bd. II. S. 8 f. Götting. 1801. 8.)

233) *Klopstock.* (An die nachkommend. Freunde. B. II. d. Oden. S. 261 u. ff. Leipzig, 1798. 8.)

234) *Tiedge.* (Urania. S. 98 f.)

235) *Kosegarten.* (Poesien etc. Bd. II. S. 326.)

236) *Dan. Jenisch.* (*Borussias* etc. Gesang X. Berlin, 1794. 8.)

237) *Hippel.* (Kreuz- und Querzüge etc. Bd. II. Berlin, 1794. 8. S. 258 u. 276.)

238) *Jean Paul Fr. Richter.* Briefe u. bevorstehender Lebenslauf. S. 443 u. ff. Gera und Lpz. 1799. 8.)

239) *Hölderlin.* (*Hyperion* etc. Bd. I. Tübing. 1797. 8. S. 76 u. f.)

240) *Schiller.* (Die Jungfr. von Orleans. Berlin, 1802. 12. S. 160 f.)

241) *Fichte.* (Das Syst. der Sittenl. etc. Jena 1798. 8. S. 359 u. f.)

242) *Kant.* (Grundlag. z. Metaphys. der Sitten, S. 9 u. f.)

243) *Fr. Bouterwek.* (Zehn Phantas. etc. S. 56. Berlin, 1792. 8.)

244) *Val. Wilhelm Neubeck.* (Die Gesundbrunnen etc. S. 81 f. Lpz. 1798. 4.)

245) *Gleim.* (Denksprüche, angeh. s. Uebers. von *Pythagoras* gold. Sprüch. Halberstadt, 1786. 8.)

246) *Schiller.* (Die Br. von. Mess. S. 155.)

247) *J. Dan. Falk.* (Die Gebete. S. s. Satiren, zweite verbess. Aufl. 2. Bdch. S. 24 u. ff. Leipz. 1799. 12.)

248) *Hippel.* (*Morienblage* in den Handzeichnungen nach der Natur. Berlin 1790.)

249) *Fr. L. Gr. z. Stolberg.* (Gesch. der Relig. Jesu Christi. Th. I. S. 1 f. Hamb. 1806.)

250) *Der Verf. von Dya-Na-Sore.* (Th. III. S. 235. Leipzig 1800.)

251) *Heydenreich.* (Philos. Taschenb. Jahrg. v. 1796. S. 88 u. f. Lpz. 12.

252) *Friedrich II. von Preussen.* (Epistel an den Marschall *Keith*, am Schlusse — a. d. Franz.)

253) *Friedr. Heinr. Ludw. von Preussen.* (Grabschrift, von ihm selbst kurz vor s. Tode verf. aus dem Franz. übers. S. allg. Zeit. Nr. 231. vom August 1802. Tübing. 4.)

254) *Der Verf. von Dya-Na-Sore.* Th. III. S. 222.)

255) *E. V. u. Eckstädt.* (Sosandra S. 66. Berl. 1805.)

256) *Herder.* (Vom Wissen und Nichtwiss. der Zukunft, in d. zerstr. Blätt. Th. VI. S. 222 u. ff.)

257) *Lessing.* (Die Erzieh. d. Menschengesch. §. 94 ff. Berl. 1780.)

258) *Joh. Müller.* (Gesch. d. Schweitz. Eidg. Th. IV. Note 143. Leipz. 1805.)

259) *Der Verf. des Elpizon*, oder über meine Fortdauer im Tode (*C. F. Sintenis.*) (Th. I. S. 380 f. 3te Aufl. Danzig, 1803.)

260) *Tiedge.* (Urania. S. 79 ff.)

261) *Der Verf. d. Antigone.* (Eisenberg 1803. 8. S. 122.)

262) *Fichte.* (Einige Vorles. üb. d. Best. des Gelehrt. S. 69 u. f. Jena u. Leipz. 1794. 8.)

263) *Salis.* (Vernunft u. Glaube. Gedicht. S. 115. der angez. Aufl.)

264) *August Mahlmann.* (Biographie e. Engels, im Alm. u. Taschenb. zum ges. Vergnüg. herausgeg. von *Becker* f. d. J. 1801. Leipz. S. 99 u. f. 12.)

265) *Herder.* (Ideen z. Philosoph. d. Gesch. d. Menschh. Th. I. S. 316 u. ff. 4.)

266) *Kant.* (Allg. Naturgesch. u. Theor. d. Himmels, in den vermischten Schr. Bd. I. S. 518 ff. Halle, 1799.)

267) *Herder.* (Ueb. d. Seelenwanderung, in den zerstr. Blätt. Thl. I. zweyte Ausg. S. 265 u. ff. Gotha 1791.)

268) *Tiedge.* (Uran. S. 114 f.)

269) *Mendelssohn.* (Anmerk. zu *Abbts* freundschaftl. Korresp. S. 31 u. f. Berl. 1782. 8.

270) *Abbt.* (Prüf. d. Best. d. Menschen, f. *Spalding* im 6. Th. s. Werke, Berl. 1790. 8.)

271) *Wieland.* (Agathodämon, XXXII. Bd. d. sämmtl. Werke. S. 328 u. f. Leipzig, 1799. gr. 8.)

272) *Reinhold.* (Briefe über die Kant. Philos. Bd. I. S. 219 f. Leipz. 1790. 8.)

273) *Herder.* (Ueb. d. Seelenwand. im I. Th. der zerstr. Blätt. S. 307 u. f.)

274) *Wieland.* (Oberon, Ges. IX. Stanz. 31. im XXIII. s. sämmtl. W. S. 142. Leipz. 1796. 8.

275) *Kosegarten.* (Poesien. Bd. II. S. 323 f.)

276) *Schiller.* (*Wilh. Tell.* S. 205. Tub. 1804. 8.)

277) *Klopstock.* (An *Fanny*, Oden, Bd. I. S. 51. Leipz. 1798. gr. 8.)

278) *Falk.* (Die heil. Gräber u. d. Gebete etc. I. Bdchn. der satir. Ged. II. Aufl. S. 261 u. f.)

279) *Conz.* (Gedichte. Samml. I. S. 179 u. f.)

280) *Conz.* (Ged. S. 80 f. Zurich 1806.)

281) *Carl Gustav v. Brinckmann.* (Philos. Ansichten. Th. II. S. 84 f. Berlin, 1806.)

282) *Manso.* (Zukunft — im *Beckerschen* Taschenbuch, S. 73 f. Leipz. 1805. 12.)

283) *Herder.* (Ideen z. Phil. d. Gesch. d. Menschh. Th. III. S. 366. Riga, 1787. 4.)

284) *Matth. Claudius.* (*Asmus*, od. sämmtliche W. des *Wandsb. Boten*, Th. V. S. 15 ff. Hamb. 1790. 8.)

285) *Jean Paul Fr. Richter.* (Blumen- Frucht- u. Dornenstücke, I. Bdchen. Berlin, 1796. 8.)

286) *Pestalozzi.* (Lienhard u. Gertrud, Th. II. Zürich, 1790. 8. S. 376 f.)

287) *Herder.* (Christl. Schriften — V. Samml. Leipzig 1798. 8. S. 129 u. f.)

288) *Fichte.* (Appellat. a. d. Publik. S. 27 u. f. Jena, 1799. 8.)

289) *Kosegarten.* (Unsterblichk. Bd. I. d. Poes. S. 104.)

290) *Jean Paul Fr. Richter.* (Das Kampaner Thal, oder über die Unsterblichk. der Seele, S. 113 u. f. 118 u. ff. Erfurt, 1797. 8.)

291) *Fichte.* (Die Bestimm. des Menschen, S. 335 u. ff. Berlin, 1800. 8.)

292) *Schelling.* (Philosoph. u. Religion. Tübing. 1804. 8. S. 68 ff.)

293) *Hölderlin.* (Hyper. Bd. II. S. 102 ff.)

294) *Jean Paul Fr. Richter.* (Das Kampaner Thal, S. 133 u. ff.)

295) *Falk.* (Taschenbuch etc. oder Neueste kl. Schriften. Weimar, 1803. S. 155 u. f.)

296) *Der Verf. von Dya-Na-Sore.* (Th. V. S. S. 544 f.)

297) *Matthisson.* (Die Vollendung. Ged. 3. Aufl. S. 121.)

298) *Salis.* (Lied — in *Jacobis* Iris von 1805. S. 338 f. Zürich, 12.)

299) *Schiller.* (Das Reich der Formen, in seinen Ged. I. Th. Leipzig, 1800. 8. 268 f.)

300) *Matthisson.* (Elysium, Gedicht. 3te Aufl. S. 34 und ff.)

301) *Wieland.* (*Euthanasia*, Sämmtl. Werke, Bd. 37. S. 262 f. Leipz. 1805.)

302) *Brinckmann.* (am ang. O. S. 346.)

303) *Pfeffel.* (An die Nachwelt, im Taschenb. f. Damen auf d. J. 1805. S. 232. Tüb. 12.)

304) *Jean Carl Fr. Richter.* (Titan. Bd. 4. S. 565 f. Berlin, 1803.)

L.° Phil

Wittenbach

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wyttenbach, Johann Hugo,

Tod und Zukunft Eine Anthologie für edle Menschen

Leipzig 1821

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Phil 4262
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11274165-1